

MATERIALIENBAND 4

Vorträge aus der Frankfurter Frauenschule
Facetten feministischer Theoriebildung

Inhaltsverzeichnis

Herausgegeben von:
Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für
Frauen -SFBF- e.V.,
Hamburger Allee 45, 6000 Frankfurt a.M. 90, Tel.: 069-772659

Verlag: Selbstverlag, Frankfurt a.M., Januar 1989

Copyright: bei den Autorinnen

Vorwort	5
Regina Dackweiler "Dienende Herzen" - Schriftstellerinnen des Nationalsozialismus	7
Mechthild Zeul Der Abwehrcharakter des Penisneids und seine Bedeutung für das sexuelle und soziale Verhalten der Frau: ein klinischer Beitrag	25
Barbara Holland-Cunz Reform - Revolution - Wandel. Transformations- vorstellungen in der feministischen Theorie	47
Gisela Wülffing In der Wildnis der Differenz - ohne gesichertes Hinterland	65
Pia Schmid Säugling - Seide - Siff. Frauenleben in Berlin um 1800	75
Über die Frankfurter Frauenschule	95
Über die Autorinnen	99
Bisher erschienene Aufsätze	101
Vordruck für Abonnement und Bestellungen	103

Vorwort

Materialienband ist eine Reihe von Aufsatz-Sammlungen, die wir in loser Folge veröffentlichen (die ersten beiden Bände liegen seit 1987 vor, der vierte wird im Herbst '88 erscheinen).

Alle Aufsätze wurden als Vorträge an der Frankfurter Frauenschule gehalten - teils in der jeweiligen Vortragsreihe eines Semesters, teils, wie im vorliegenden Band, auf einer der jährlichen Frauen-Sommer-Wochen.

In der Frankfurter Frauenschule werden - neben einem großen Angebot an diversen Kursen und Gruppen - kontinuierlich frauenpolitische und feministische Theorie-Diskussionen geführt.

Frauen aus unterschiedlichen Forschungs- und Arbeitsbereichen stellen ihre Arbeitsergebnisse, Thesen, Fragen zur Diskussion - und so unterschiedlich diese jeweiligen Personen, ihre Arbeitsgebiete und der Ort ihrer Auseinandersetzung sind, so unterschiedlich sind die Vorträge in Ansatz, Form und Herangehensweise.

Wir erleben die derzeitige feministische Debatte - Frauenforschung, öffentliche und interne Diskussionen - als recht veränderlich, schnellebig, eben: facettenreich. Deshalb liegt uns daran, die bei uns gehaltenen Vorträge, die sich anbieten als Anregung für Diskussionen, zum Streiten, Verwerfen und Weiterführen, auch über die Frauenschule hinaus zugänglich zu machen - und damit zugleich ein Teil dazu beizutragen, die Diskussionen und Erkenntnisse der Frauenbewegung zu dokumentieren und zu verbreiten.

Aus diesem Grunde auch wird diese Reihe im Selbstverlag veröffentlicht und vertrieben - alles andere wäre zu aufwendig, zu langwierig und zu teuer.
Der vierte Band erscheint im Herbst 1988. Die Reihe kann auch abonniert werden - s. Vordruck auf der letzten Seite.

Die Herausgeberinnen
Mitarbeiterinnen der
FRANKFURTER FRAUENSCHULE

PS: Wir sind immer interessiert an Frauen, die in unseren Vortragsreihen oder Sommerwochen ihre Arbeiten zur Diskussion stellen wollen - Frankfurter Frauenschule, 6000 Frankfurt a.M. 90, Hamburger Allee 45, Tel. 069/772659.

Regina Dackweiler

"Dienende Herzen" - Schriftstellerinnen des Nationalsozialismus

Die nicht wenig provozierende Frage nach der Existenz "weiblicher Ästhetik" öffnete mit Schwung die Tür des anerkannten männlichen Refugiums Kunst, die seit dem 19. Jahrhundert, idealiter, Ort der Versöhnung aller gesellschaftlichen Widersprüche - zumal der des Logos und der Natur - zu sein vorgab. Die Wände dieser Zufluchtstätte mit einer beträchtlichen Galerie weiblicher Bildwelten tapeziert, ist die Welt des Weibes, gar das Weib selbst, hier kaum zu finden. Die Frau in der Kunst ist die Kunstfrau, als Künstlerin wird sie gerade noch als Ausnahme-Fall geduldet.

Feministische Literaturwissenschaft verdankt sich die Kritik an der dialektisch aufeinander bezogenen Absenz der Frau in der Kulturgeschichte einerseits, und den beinahe unerschöpflichen Imaginationen und Repräsentationen des Weiblichen im Rahmen patriarchalischer Ideologieproduktion andererseits.

Zugleich treten im Kontext feministischen Erkenntnisinteresses erstmalig die 'Opfer' des literaturgeschichtlichen Kanonisierungsprozesses ins Blickfeld, in dem die Produktionsbedingungen der entdeckten, wiederentdeckten oder neuinterpretierten Schriftstellerinnen ebenso reflektiert werden, wie deren fiktionale Frauenbilder und Weiblichkeitskonzepte.

Der Elan einer ideologiekritischen Analyse feministischer Perspektive ist auch gespeist aus der Suche nach Identifikationsstiftenden Vor-Bildern. Er scheint dann zu erlahmen, wenn die Hoffnung, mit den literarischen Objektivationen weiblicher Autoren anschauliches Material oder zumindest Bruchstücke 'authentischer Weiblichkeit' in Händen zu halten, sich insofern als trügerisch erweist, als daß die Bilder der Frauen von der Frau eben auch patriarchalisch kolonisierte reproduzieren.

Sind Autorinnen nicht 'Opfer', sondern offene Kollaborateurinnen der Macht, wie im Fall jener Schriftstellerinnen, die sich dem nationalsozialistischen Terrorregime und dessen Propaganda- bzw. Ideologiemaschinerie zur Verfügung stellten, sich fördern und vorzeigen ließen, ist es m.E. legitim, von einem 'blinden Fleck' in der feministischen Diskussion zu sprechen. Der Einfluß des Nationalsozialismus auf schreibende Frauen und die Projektion einiger ihrer Wünsche auf den Nationalsozialismus ist weitgehend ausgeblendet geblieben. Vielleicht auch deshalb, weil bei der Auseinandersetzung mit Autorinnen wie Ina Seidel, Agnes Miegel und Josepha Berens-Totenohl der bitteren Tatsache einmal mehr Rechnung getragen werden muß, daß mit der pauschalisierenden Kategorie des Opfers die Existenz von Frauen, ihr Leben und Arbeiten im 'Dritten Reich', die spezifischen Partizipationsformen am nationalsozialistischen Alltag erneut verdeckt werden.

Die notwendige Beschäftigung mit dem Verhältnis von Frauen, Literatur und Nationalsozialismus kann sich jedoch nicht darauf beschränken, deren faschistische Indienstnahme und Interessenvertretung bewußt zu machen. Nationalsozialismus geriete so zum 'nur' moralischen Faktor, Literaturgeschichte zur Recherche nach dem ethischen Verhalten einzelner Autorinnen und dem abschließenden Eingeständnis des Versagens auch der Frauen.

Vielmehr gilt es der Frage nachzugehen, welche ideologischen Konstellationen sich durch die Autorinnen hindurch realisieren, zumal die literarischen Manifestationen sich nicht in einer zeitlich begrenzten Schublade - 1933 bis 1945 - historisch neutralisieren lassen. Ebenso wie ihre Kollegen schrieben die hier diskutierte Schriftstellerinnen bereits vor der 'Machtübernahme', und sie veröffentlichten und wiederveröffentlichten nach 1945. Dies - gemessen an Auflagenhöhe, Literaturpreisen und Repräsentanz in den Literaturgeschichten oder Schulbüchern - mit sonst weiblicher Kulturproduktion selten zugestander institutioneller Anerkennung. So erhielt Agnes Miegel 1959 den westpreußischen Kulturpreis; Ina Seidel bereits 1948 den Wilhelm-Raabe-Preis der Stadt Braunschweig und sie wurde zum Gründungsmitglied besagter bayerischer Akademie berufen. In den 70er Jahren wurde Ina Seidel das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Ich möchte neben einem knappen Einblick in das

pronationalsozialistische Engagement der Autorinnen zwei Fragen nachgehen:

1.Innerhalb welches ideengeschichtlichen Kontexts in Bezug auf die explizite Thematisierung des Geschlechterverhältnisses bewegen sich die literarischen Präsentationen des Weiblichen in der Literatur von Miegel, Seidel und Berens-Totenohl?

2.Welche latenten bzw. manifesten Weiblichkeitskonzepte und Bilder des Weiblichen vermitteln die Autorinnen in ihren literarischen Texten, und in welchem Verhältnis stehen diese zur Geschlechterideologie der Nationalsozialisten?

Bereits Ende des 18. Jahrhunderts entwickeln sich die dominanten Argumentationsmuster des sozio-kulturellen Diskurses über Emanzipation, Familie und Geschlechterverhältnis, der im 19. Jahrhundert zur 'sozialen Frauenfrage' avanciert.

Einerseits existieren egalitäre Konzeptionen, welche die Frau als vernunftbegabtes Individuum ebenso wie den Mann zu den Verkehrsformen einer Gesellschaft zulassen wollen, die sich über Freiheit, Gleichheit, Leistung und Konkurrenz definiert. Andererseits werden ergänzungstheoretische Auffassungen formuliert, die Frauen Subjekthaftigkeit absprechen und sie daher aus der Sphäre außerhäuslichen Erwerbs und politischen Einflusses ausschließen und sie in ihren exklusiven Wirkungsbereich des Hauses und der Familie verweisen.

Die streng nach Geschlechtern getrennten Wirkungssphären, Konstituanten der Dichotomie von öffentlich und privat, werden im Lauf des 19. Jahrhunderts von einer vielstimmigen Rede über die wesensgemäße, ontologische Geschlechterdifferenz legitimiert und romantisiert. Die Ideologie der naturgegebenen Geschlechtscharaktere von Mann und Frau definiert jenen als aktiv, sachbezogen, vernünftig und somit Subjekt der historischen Dialektik von gesellschaftlichem Fortschritt und Entfremdung, diese passiv, personenbezogen und intuitiv-emotional und macht sie zum Objekt einer naturmetaphorisch ausgedeuteten patriarchalischen Ganzheitsideologie.

"Die Sehnsucht nach der Versöhnung mit der Natur, nach einem nichtentfremdeten Dasein wird, ideologisch verzerrt, auf das Weibliche projiziert. Diese Verschiebung... betrifft mithin nur das gedachte Weibliche; die Verwandtschaft der realen Frauen mit der Natur beschränkt sich darauf, daß sie wie diese Objekt der männlichen Zugriffe und Beherrschung sein sollen. Die weibliche Natur wird so einerseits zur Trägerin der

ideellen männlichen Harmonie- und Einheitssehnsüchte stilisiert, andererseits schließt ihre Definition das Gebot der Unterwerfung und des Stillhaltens ein."¹⁾

Ideelle Aufwertung und reale Subordination materialisieren sich bis ins 20. Jahrhundert in der mit 'Liebesdienst' in eins gesetzten Mütterlichkeit.

Die Bilder nichtentfremdeter Weiblichkeit und Mütterlichkeit werden umso vehementer bemüht, je mehr einerseits die Frau unleugbaren Anteil an der industrialisierten und arbeitsteiligen Gesellschaft hat, andererseits jene bürgerliche Gesellschaft nach Lösungen für die von ihr produzierten Krisenerscheinungen und Widersprüche - und dies schließt die "Frauenfrage" ein - sucht.

Nach Ende des Ersten Weltkriegs und der erfolgten verfassungsmäßigen Gleichstellung der Frauen setzt sich die Kontinuität des sozio-kulturellen Diskurses zur Frau in Gestalt der "natürlichen" Geschlechterdifferenz fort. Die Welt des Mannes, gekennzeichnet durch Vermassung, Naturentfremdung, Technifizierung, Versachlichung und die Erfahrung des Krieges, soll durch "geistige Mütterlichkeit" harmonisiert werden und das Gepräge "weiblichen Prinzips" erhalten. Weibliche Werte und Handlungsmuster gelte es in die Gesellschaft zu integrieren.

Auch wenn die Vertreterinnen einer kompensatorisch verstandenen Weiblichkeit diese nur in Abstraktion von der realen Frau begründen können und sie als "wesensgemäße Differenz" festschreiben, halten sie doch zu Recht am unterschiedlichen Kulturschicksal der Frau fest.

Den widersprüchlichen Prozessen einer sich nach industriekapitalistischen Bedingungen reproduzierenden Gesellschaft sind die ideologischen Diskurse zur Frauenfrage sowohl in Kontinuitätsstiftender als auch in Brüche setzender Form eingeschrieben. Ich habe aufgrund meiner Perspektive auf die nationalsozialistische Geschlechterideologie die Kontinuitätslinie verfolgt. Dies, um sowohl die Verbindung zur ergänzungstheoretischen Variante rekonstruieren zu können, als auch den spezifischen Bruch der Nazis mit Inhalten dieser Linie festzuhalten.

Vor der aufgezeigten ideengeschichtlichen Tradition wirken die programmatischen Reden des "Reichsministers für Propaganda und Aufklärung", Joseph Goebbels, zur Frau im völkischen Staat nämlich keineswegs originell. Die Behauptung Goebbels', daß der völkische Staat die natürliche Arbeitsteilung zwischen

den Geschlechtern wieder ins Recht setze, Männer- und Frauenräume klar voneinander trenne und die öffentliche Geringschätzung der "weiblichen Mission" ein für allemal beenden werde, korrespondiert auf fatale Weise mit Varianten ergänzungstheoretischer Geschlechterideologie, denn die weibliche Mission der Frau als Mutter in der Familie - für Adolf Hitler "der erste, beste und ihr gemäßeste Platz" - mache diese, laut Goebbels, nicht zur "Minderwertigen", sondern zur "Anderswertigen"²⁾.

Der von Anfang an offen zur Schau gestellte antifeministische Affekt der sich als Männerbund verstehenden NSDAP ist die andere Seite der ideologischen Medaille der "Anderswertigkeit" der Frau. Als repräsentatives Beispiel sei hier auf die erste Generalmitgliederversammlung 1921 verwiesen, wo der einstimmige Beschluß gefaßt wurde, daß eine Frau in der Führung der Partei und in den leitenden Ausschuß nicht aufgenommen werden kann. Dies stellt den Bruch zur Tradition einer Frauenpolitik dar, die diesen den Status als bürgerliche Subjekte zuletzt nicht verweigern konnte noch wollte.

Es wäre jedoch falsch, die bis 1933 an der Frauenfrage verhältnismäßig uninteressierte NSDAP in Bezug auf die Interessen der heterogenen Mitgliedschaft und Sympathisanten zu homogenisieren. Ute Frevert spricht von einer "revolutionären Subkultur" der NSDAP vor 1933, in der auch jene völkisch-national orientierten Frauen ihren politischen Ort sahen, die für Gleichberechtigung männlicher und weiblicher Eliten eintraten und sich gegen "spießbürgerliche Weiblichkeit" und "romantische Mutterverehrung" verwahrten³⁾. Erst mit Hitlers "Machtübernahme", so ihre These, wird die heterogene revolutionäre Subkultur der "Kampfzeit" zu Gunsten einer normsetzenden, allgemeinverbindlichen und hochorganisierten Massenkultur eliminiert. Die Frauenfrage reduziert sich ideologisch auf die Mutterfrage und dank der fraulichen weil mütterlichen Beziehung zu den "Urgründen - Gott, Natur, Familie, Volk und Vaterland" wird die Frau zur hervorragenden "Hüterin des Heiligsten im Volke" im Kampf gegen die Volksgegner: die von den Nationalsozialisten mit "Judentum" identifizierten Werte des Humanismus, Liberalismus, Intellektualismus, Feminismus und der Aufklärung ebenso wie "jüdischer" Kapitalismus und Marxismus.

Guida Diehl, Gründerin und Führerin des "deutschen Frauenkampfes" erklärt in ihrem 1933 erschienenen Buch "Die

Frau und der Nationalsozialismus", warum das "Sondergut" der Frau in der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft erst richtig zur Geltung kommen kann: ihr "heimliches Wissen" oder die "Fähigkeit zur Innenschau", das sie durch "glaubendes Empfangen" und "geheimnisvolle Verbundenheit", und nicht durch verstandesmäßige Belehrung aufnimmt, hilft der deutschen Frau, die ihr anvertraute Aufgabe des Hegens, Pflagens und ständigen Gebens zu bewältigen - diesmal auf dem "Liebesgebiet der Nation". Wahre Frauenkraft ist Mutterkraft. Mutter und damit Vollmensch wird die Frau auf dem "Wege der Selbstverleugnung, nicht auf dem Weg der Selbstbehauptung⁴⁾."

Weibliches "Sondergut" kulminiert in der Fähigkeit, zu dienen, und dem Opfer: "Denn die Größe der im Heimatboden verwurzelten deutschen Frau ... liegt in dem klaglosen und schweigenden Aufsichnehmen des Opfers", so das "Hohelied vom Opfertum, von nimmermüder Arbeit, von Helfen und Heilen, mit einem Wort: vom Glück der deutschen Frau, das immer erst im Dienen sich erfüllt"⁵⁾.

"Weibliches Prinzip" und "Sondergut" kreisen zwar um dieselben ideologischen Weiblichkeitskonzepte: Intuition und Naturnähe, Mütterlichkeit, Liebe statt Arbeit und Selbstverleugnung.

Dennoch zeichnet sich die nationalsozialistische Geschlechterideologie durch die spezifische Instrumentalisierung des weiblichen "Sonderguts" im Kontext menschenverachtenden und menschenvernichtenden Rassismus und Imperialismus aus.

Mütterlichkeit steht im Dienst der Produktion, Verwaltung, Aussonderung und Vernichtung von "Menschenmaterial". Die Ideologie des Dienens und des Opfers der deutschen Frau ist nicht mehr nur auf die unmittelbare Familie gerichtet und unterliegt nicht mehr nur dem Naturgesetz, sondern dem vom "Führer" ausgegebenen "Gesetz des Kampfes und Lebenswillen ihres Volkes". Die Frau tritt aus der Sphäre der idealisierten privaten Familien-Mutter in die Sphäre der idealisierten öffentlichen Staats-Mutter. Der Nationalsozialismus sanktioniert die Zugehörigkeit der Frau zum Staat auf eine spezifische Weise: er verschafft ihr - auch in den NS-Frauenorganisationen - einen öffentlichen weiblichen Status, als dienende, helfende, pflegende, sorgende Mütterliche, die die "deutsche Idee verkörpert", wie es J.Goebbels anlässlich der Muttertag-sfeier 1933 formuliert. Zugleich wird ihre Funktion einzige Existenzberechtigung.

Die Identifikation der Frau als Mutter und "Urgrund" der Familie, der kleinsten Einheit der "Volksgemeinschaft" macht sie zum Synonym eines blut- und boden-ideologischen Heimatbegriffs "Die Heimat ist die Mutter deines Lebens, vergiß das nie", lautet eines der "Zehn Gebote" in Goebbels' nationalsozialistischem Volkskalender⁶⁾.

Die solchermaßen für nationalsozialistische Interessen dienstbereite Weiblichkeit bringt die reale Frau hinter dem Mythos 'Mutter-Heimat' zum Verschwinden. Ein autonomes, sexuelles Subjekt Frau wird zugunsten einer asexuellen Institution negiert. Denn "keine deutsche Frau oder Mädchen", erklärte die offizielle Wochenpresse der Frauenorganisation der Partei 1934, "ob jung oder alt, hat heute des Recht, sich als einzeln, unabhängige Individualität zu betrachten, die frei nach Belieben über sich verfügen kann. Ohne energische Frauen, die bereit sind, sich aufzuopfern und dem Vaterland Söhne (!) zu gebären, sie aufzuziehen, das Familienleben zu gründen und zu erhalten, schwindet die militärische Stärke der Bürger ebenso wie alle Anstrengungen zur Errichtung des Reiches."⁷⁾ Die Frau sei Ante-Mutter, Post-Mutter und zuletzt Groß-Mutter.

Auch die Kinder der entindividualisierten Gebärmütter Deutschlands sind nicht länger Privatsache, sondern gehören - wie es A.Hitler postuliert - "den Müttern genauso ... wie mir." Erst in der HJ, dann im Wehrdienst, der Arbeitsfront, der Kriegsfront, im Grab. Hierin besteht das höchste weibliche Opfer: "Den Mann oder Sohn hinausziehen lassen, klaglos und schweigend in dem ungeheuren Schicksalserlebnis dieses Krieges (gemeint ist der 1.Weltkrieg, R.D.), das auch für sie Deutschland hieß." Paula Sieber fährt fort: "Aus diesem gewaltigen Erleben, für das Frau nicht Worte hatte ... hat sie dann immer wieder den Gatten und Sohn hinausziehen lassen, um dann immer wieder dem Alltag ihrer eigenen Pflicht den verlassenen Alltag ihres Mannes hinzubürden, hinter dem Pflug, am Schraubstock und an der Esse in der Fabrik...".⁸⁾ So ist die nationalsozialistische Frau auch die phallische Mutter oder der Mutter-Phallus: unter der Bedingung der Abwesenheit von Mann und Sohn ist sie die omnipotente Verkörperung matriarchalischer und patriarchalischer Autorität.

So gelingt es der Mutter-Ideologie mit Hilfe der ideellen Aufwertung der Frau und ihrer Opfer - sie ist, nochmals Goebbels, "die alleinige Trägerin deutschen Volksgedankens" - die

Widersprüche des Geschlechterverhältnisses und den Widerstand der realen Frauen in der patriarchalischen Industriegesellschaft punktuell stillzustellen.

Um es mit den Worten Josepha Berens-Totenohls zu sagen:

Mutter

Mein Denken an dich
ist ein Stürzen in tiefe Brunnen
aus denen es kein Erwachen gibt

Mein Denken an dich
ist ein Schreiten durch letzte Tore,
aus denen es keine Wiederkehr gibt

In neuer Geburt nur
steigt das Lebendige
aus dir empor

Einsam ragst du;
Zeit und Ewigkeit
vergrenzen in deinem Schoß
In Schmerzen hebst du
riesengroß
ihr gewaltiges Spiel
aus dämmernden Tiefen ins Licht

Des allmächtigen Schöpfer Angesicht
bist du - Mutter⁹⁾

Josepha Berens-Totenohl (1891-1969), Agnes Miegel (1879-1964) und Ina Seidel (1885-1974) bekannten sich mit literarischen Produkten und in aktiver Teilnahme an der "Kulturarbeit" der NSDAP zum nationalsozialistischen Staat, dessen imperialistischer und rassistischer Politik.

Sie unterzeichneten Treuegelöbnisse: Oktober 1933 - 5 Monate nach den Bücherverbrennungen und dem Ausschluß von 11 Schriftstellern aus der Akademie der Dichtung wegen "jüdischer oder halbjüdischer Rassenzugehörigkeit" und "politischer Fragwürdigkeit" - bekannten sie gemeinsam mit 88 deutschen Schriftstellern durch ihre Unterschrift "dem Reichskanzler Adolf Hitler treueste Gefolgschaft".

Miegel und Seidel reihten sich mit Gedichten in den vielstim-

migen Chor der autoritativen Führerverherrlichung ein. Miegel stellte in ihrer 1940 erschienenen Gedichtsammlung "Ostland", in welcher sie den Eroberungskrieg in Osteuropa verklärt, ein Führergedicht voran, in dem sie Adolf Hitler für das "Wunder seines Nahns" dankt:

An den Führer

Nicht mit der Jugend
überschäumendem Jubel erlebte ich das Wunder
Deines Nahns

(...)

Übermächtig
füllt mich demütiger Dank, daß ich dieses erlebe,
Dir noch dienen kann, dienen den Deutschen
mit der Gabe, die Gott mir verliehen.¹⁰⁾

Die Autorinnen hielten Vorträge, u.a. vor Studenten, der HJ, in Lagern des Arbeitsdienstes. Beispielhaft steht Josepha Berens-Totenohl mit ihrem 1938 veröffentlichten Vortrag "Die deutsche Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums". Sie fragt, wo sich dem germanischen Bauern das Göttliche mehr nähern sollte, als in dem, "was sich durch seine Frau, die Mutter seiner Kinder vollzieht, in der Schöpfung des Lebens. Das ist die Erfüllung des göttlichen Willens unmittelbar, des Willens zum eigenen Leben aus der Zeit in die Unendlichkeit hinein."¹¹⁾

Sie veranstalteten Lesungen vor deutschen Truppen in besetzten Gebieten, nahmen Preise und Ehrungen des Regimes entgegen.

Ina Seidel umschrieb ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus in einem Brief an den Journalisten Joseph Wulf im Jahr 1963 als "Glaube an Hitler", und die bis 1939 in ihn gesetzte Hoffnung, daß es ihm gelänge, "die von ihm proklamierten sozialen Reformen zu verwirklichen und ein Zeitalter sozialer Gerechtigkeit und friedlichen Zusammenlebens heranzuführen ... Meine Einstellung zu Hitler beruhte z.T. auf irreführenden Informationen über seine Persönlichkeit, an dem viele Menschen meiner Generation krankten ...".¹²⁾ Doch noch 1942 verfaßte Seidel das Vorwort für eine Sammlung Kriegsbriefe von "Nachrichtenhelferinnen des Heeres" mit dem Titel "Dienende

Herzen".

Neben dem grenzenlos menschenverachtenden Gestus des Herrenmenschen - Seidel spricht von der horizonterweiternden Berührung der jungen Frauen mit den "besiegten Völkern ... Völker, die uns feind waren, und die dann während der wechselfullen Dauer des Krieges allmählich vom großen Zuge der europäischen Umstellung ergriffen wurden und uns Deutschen zögernd das fragende Antlitz hoffender Bereitschaft zuzuwenden begannen"¹³⁾ - verwendet sie klassische Argumente, um den spezifischen Anteil am "Erlebnis des Dienstes", "der Zurückstellung der eigenen Person und ihrer Ansprüche hinter das Wohl der Gesamtheit und die bedingungslose Einreihung in eine anerkannte höhere Ordnung" zu legitimieren: Die Kriegsarbeit der Nachrichtenhelferinnen widerspricht nach Seidel gerade deshalb nicht der "Würde der Frau", die in ihrer Mütterlichkeit wurzelt, weil jeder ihrer Handgriffe "unmittelbar ins Menschliche sich auswirkt"¹⁴⁾.

In den "Dienenden Herzen" als spezifisch weibliches "Sondergut" der deutschen Frau radikalisiert Seidel in nationalsozialistischer Interessenvertretung ein ideologisches Weiblichkeitskonzept für den "totalen Krieg", welches - unter dem Begriff der Mütterlichkeit subsumiert - sich aus dem Dreigestirn von Dienst, Demut und Opfer zusammensetzt.

1930 veröffentlicht Ina Seidel ihre erfolgreichste Buch "Das Wunschkind". Über die Entstehung des Romans schreibt sie vier Jahre später, daß er nicht erst 1929 entstanden sei, sondern die Idee bereits 1912 in der Vorstellung von "Wunschkindern" und "Zufallskindern" in ihr angelegt war. Kurz vor Kriegsbeginn verdichtet sich ihr der Plan zu einem "Mutterbuch" aus der Einsicht, "daß der Wunsch nach einem Kind in einer kinderlosen Frau wohl niemals stärkere Gewalt haben kann, als angesichts des Auszuges des geliebten Mannes in den Krieg, in den Kampf aufs Blut."¹⁵⁾ Seidel fand das Buch "von vorneherein auf die Entwicklung des gemeinsamen und durcheinander bedingten Schicksals von Mutter und Sohn" in sich angelegt. Mit Hilfe dieser Konstellation exemplifiziert sie die "naturbedingt verschiedenen Erlebniswelten von Mann und Frau."¹⁶⁾

Das "Zufallskind" -Tochter von Cornelies Schwester Charlotte- ist nicht zufällig ein Mädchen und schicksalhaft gedeutete Gegenspielerin der Mutter im Romangeschehen. Historischer Handlungsrahmen ist der Zeitraum der anti-napoleonischen Koalitions- und Befreiungskriege.

Die Protagonistin des Mutterbuches, Cornelia, Tochter eines preußischen Generals, "einem tobenden alten Mann", für den Cornelia "die schweigende Langmut einer Mutter" empfindet, wird von Seidel zu Beginn folgendermaßen charakterisiert: Dunkelhaarig und bleich wie der Vater hat sie

"im Blut die schwere Zärtlichkeit ihrer mecklenburgischen Mutter, die warme Wucht des Bodens, der Weizen trägt. Ihre Liebe war dunkle Glut und Hülle inbrünstiger Sehnsucht, das Geliebte zu umschließen, zu hegen, zu nähren, Mütterlichkeit... Ihr Wesen war lastende Mächtigkeit, die Scheu einflößte, unerschlossene Landschaft, die keiner betreten wollte bis Hans Adam kam und über sie hinging wie der kurze, schollen-sprengende Frühling."¹⁷⁾

Cornelia ist während der ersten Schwangerschaft versunken "in die traumhafte, pflanzliche Bereitschaft für die Aufgabe, die ihr überkommen war wie die Blüte das Gesetz, sich zu opfern dem Samen des zukünftigen Baumes."¹⁸⁾

Der Sohn stirbt, Hans Adam kommt im Krieg gegen die Franzosen um, doch ist es Cornelia gelungen, am Totenbett des Kindes den Mann noch einmal zum Erzeuger zu machen:

"Er bedeckte sie mit Küssen ... erschrak vor ihrer Stummheit und vor der duldenden Hingegebenheit ihres Körpers.. Vor seinen geschlossenen Augen sausten Meteoren und flammende Feuerräder, die Erde schrie und bebte und schüttelte ihn: sie würde untergehen, wenn er nicht gehorchte! Denn er gehorchte... am tiefsten der Frau, die die Arme um seinen Nacken schlang und leer von allen Wünschen war bis auf den einen Willen zur Fruchtbarkeit. Und so geschah dies, daß der prasselnde Regen die reife Ähre ausdrosch und das junge Korn in den Boden stampfte. Tags darauf hing die Ähre leer. Aber schon quoll im Erdreich der Keim."¹⁹⁾

Der Keim ist das Wunschkind Hans Christoph im verwitweten Erdreich Cornelia.

In ihrem 1935 veröffentlichten westfälischen Bauernroman "Frau Magdalene", Fortsetzung des ein Jahr zuvor erschienenen Romans "Femhof", verlagert Josepha Berens-Totenohl die Handlung ins 14. Jahrhundert, in ein üppig phantasiertes Mit-

telalter mit Aberglauben, Krieg, Pest und Tod. Der Vater Magdalenes verhindert die Verbindung mit dem Knecht Ulrich, obwohl dieser der Tochter das Leben gerettet hat, liefert ihm dem Femgericht aus und vollstreckt persönlich das Todesurteil. Magdalene aber ist schwanger und setzt den ungesetzlichen Sohn zum Erben ein. Auch hier wird die Frau, die nicht anders lieben kann, "als über sich hinaus - oder sie liebt nicht"²⁰⁾, zum Synonym von Erde und Natur:

"Wie im Acker die Saat zur Ernte reift, so reift der Sohn Magdalenes und des Gerichteten zum Leben."²¹⁾

Wo die Tochter ist, soll die Mutter werden. Die zunächst unerschlossene Landschaft 'Frau' wird durch den kultivierenden Phallus in Gestalt eines 'echten Adams' zum fruchtebringenden, entsexualisierten Mutter-Erdreich, Wunschprojektionsfläche der Versöhnung von Leben und Tod. Gleichzeitig unterstellt sie sich endgültig patriarchalischem Gesetz - Opfer und Naturbeherrschung - und zwar freiwillig.

Cornelia, von märzbraunem Acker träumend, hört den Gesang "Erde ist deine Mutter ... Und sieh, hinter dem Gespann, dem Pflug, der da aus der Ferne des Horizonts auf sie zukam, hinter stampfenden Gäulen, von ihrem Atem umdampft, schritt einer heran, im braunen Rock, das mächtige Haupt erhoben, die Augen auf sie gerichtet wie zwei Sterne, doch so als sähe er sie nicht - unaufhaltsam - gewaltig. Unter ihr stieg und sank der Acker, so war ihr. Und dann, als sie eins ward mit der Erde - als der Pflug über sie hinging, was sie nicht hindern konnte, noch wollte, da sangen Gestirne und Heerscharren: 'Wo es aber erstirbet, da bringet es Frucht'."²²⁾

Die Imaginationen polarer Geschlechter - sie der Acker, er der Pflug (dies als Zeitgenossinnen einer hochindustrialisierten Gesellschaft!) - konstituieren ein scheinbar die Widersprüche versöhnendes Verhältnis von gegenseitiger Ergänzung und Abhängigkeit. Das gelingt den Autorinnen aber nur im romantisierenden und historistischen Rückgriff auf das 18. bzw. 14. Jahrhundert; die eigene Gegenwart muß ausgeschlossen bleiben. Die zum transzendentalen Ort erhobene Weiblichkeit ist dialektisch auf den Mann als Geist, Führer und Gott bezogen. Denn einerseits bedarf der pflügende, kolonisierende Mann der stummen Erde (Hans Adam wünscht sich in den "wunderbaren Halbschlaf des Weibes hineingezogen, der nichts ist als der

Zustand der Erde"; dem Sohn Christoph erscheint die Mutter als ein "braunes Gebirge, in das er hineinwandern will, um unterzugehen"). Andererseits bedarf die Frau des Mannes als Befruchter, Motor und Subjekt des Mutteropfers und Verklärer ihres 'weiblichen Seins'.

Die implizite Subordination des im unbewußten verharrenden Weiblichen in der Naturprojektion wird durch die ins Göttliche reichende Idealisierung der Mutter von den Autorinnen wieder aufgewertet. Sie wird zur "Götterfrau", insofern es ihr gelingt, den "Naturtrieb Mütterlichkeit ... in dem Nächstenliebe und Opfersinn schon vorgebildet sind", zur "geistigen Mutterschaft zu transformieren. Dann, aber nur dann hat die Frau in ihrer Funktionalität Anteil an der wieder aufgewärmten Spätgeschichte des Patriarchats und sitzt zur Linken Gottes, des Mannes - das Subjekt.

Die Negation der Frau als autonome, sexuelle Identität zu Gunsten der idealisierten Erd- und Himmelmutter ist so eine nicht nur latent lust- und machtvolle. Dies jedoch unter der Bedingung, daß in den Frauen-Äckern Söhne reifen: Krieger, Eroberer, Götter - auch sie nicht Männer, sondern Ideen des Männlichen. Sie ist nur, weil er ist.

"Das Weibliche ist ohne Glanz des eigenen Bildes. Ohne eigenen Entwurf des Idealen. In der Furcht vor dieser Armut werden die Frauen die besten Komplizinnen der 'privilegierten' männlichen Machtsysteme."²³⁾

Die Autorinnen legen in die Hände ihrer Frauengestalten Spiegel für die Mythen des Patriarchats. Sie selbst bezeichnen sich als "Priesterinnen", "Seherinnen", "berufene Führerinnen" und "Nornen", als "Deuterinnen" der Geschichte, die unter ihrem Blick die Heroen-Geschichte der Männer-Macht reproduziert, aus welcher das Weibliche verstoßen ist. Nur als Spiegel und Spiegelnde kehren sie in diese zurück.

"Wie der Spiegel fähig ist, die große Sonne aufzufangen und ihre Strahlen zu sammeln, um ihr Licht in den dunkelsten Winkel zu werfen, so darf auch der Dichter ... das Winken der Gottheit wie in einem Spiegel auffangen und seinen Widerschein hintragen, wo er will."²⁴⁾

Was sich in das Gewand des historischen Romans kleidet und sich konsequent der Moderne verweigert, sind romantische und grausame Märchen phallischer Macht. Der Wulfbauer J. Berens-Totenohls springt als Gottgesandter und Retter der Schöpfung

unter Blitz und Donner aus dem Felsblock und fürchtet nicht Tod noch Teufel. Seidels Vater-Männer sind Führer-Götter, "unantastbare Gegebenheiten" in Gestalt des Politikers, des Arztes und des Kriegers. Sie sind Männer des Olymp.

Der Sohn ist "geheimnisvoll stärkende Quelle ... ein mächtiges Kind"²⁵⁾; auch er ein glück- und friedensspendender Peni-sträger:

"Er brauchte nur dazusein und drang durch wie Glut durch Wachs, drang auch durch Verstimmtes, drang immer zum Herzen, berührte den innersten Nerv und sei er noch so verkap-selt."²⁶⁾

Noch sein Lächeln ist "gottähnlich".

Zwischen die manifest entsexualisierte Friedensachse Vater-Tochter, Mutter-Sohn wird am Rand des Spiegels eine beunruhigende und zu eliminierende bzw. entschärfende Nachtseite weiblicher Naturhaftigkeit hervorgehoben. Es sind deren "dämonische", weil sexuelle Anteile. In Seidels "Wunschkind" inkarniert sich diese Imagination des Weiblichen im "Zufalls-kind" Delphine. Unter Cornelies Blick, es ist der Blick der phallischen Mutter, tritt sie in ermüdender Variationsarmut als "schnurrendes Kätzchen", "gurrendes Täubchen", "zwitterndes Vögelchen" in Erscheinung. Sie ist "eine winzige, eine Miniaturfrau", die Cornelia den Sohn streitig macht. Die Nicht-Mutter 'Frau' ist ein "Tierchen", dem Cornelia "mit Hilfe unanfechtbarer Machtvollkommenheit" entgegentritt. Trotzdem gelingt es ihr nicht, den Sohn vor dem Vampir abzuschirmen, Erst der Freund öffnet Christoph die Augen über das 'Wesen' seines "schaumweißen Schafs". Hatte Christoph angenommen, das Mädchen durch "warme unwiderstehliche Gewalt nehmend und überwindend" mit sich vereinigen zu können, um so "Sieg und Frieden" herzustellen, "eine Harmonie, nicht mehr faßbar von dem Gefäß der Sekunde"²⁷⁾, klärt ihn der Freund über die Natur dieses von Beginn an "ausgewachsenen Weibes" auf: "Sie ist ein Rätsel, eine Sphinx und unberechenbar wie ein Elementarwesen. Delphine ist schuldlos, wie die Natur schuldlos ist, aber sie ist auch böse, wie die Natur böse ist." Und ihr fehlt die "unsterbliche Seele".²⁸⁾

Das mütterliche Schreckgespenst Delphine - "Sie - Sie trinkt ja von ihm, trinkt ihm das Herz leer..." entzieht sich unmittelbarer Überwältigungen, dh. Vergewaltigung, doch die Strafe folgt auf dem Fuß. Die "Miniaturfrau" ist nicht Mensch, weniger noch als ein Elementarwesen, wie der Freund Christoph

abschließend nahelegt: Delphine sei "Strom" oder "Birke".

Auch in Agnes Miegels romantischen Erzählungen, Balladen und Märchen ist Weiblichkeit polarisiert in die Gestalt der Mütterlichen und der rätselhaften Melusine. Miegel entschärft jedoch ihre Elementarwesen um deren - selbst noch Anteil der Wunschprojektion - sexuelle Verführungsdimension. Sie treten als dienend demütige Hausfrauen in Erscheinung, "immer heiter und tätig, vom sanften und gleichmütigen Wesen"²⁹⁾, oder sind tragisch unerlöste, frühverstorbene Kindfrauen. Sie sind 'kleine Sejungfrauen am Spülstein.'

Die "schöne Melusine", "schöne Agnete", "schöne Malone" oder "Bernauerin" gehören ins Reich der Tiere und stummen Kreaturen, welchen sich Miegel so verwandt fühlt.

Auch wenn diese Bilder des Weiblichen - historische Rückgriffe auf den romantischen Topos des durch die Liebe zu einem Menschenmann nach Beseelung suchenden Elementarwesens - keinen direkten Zusammenhang zur nationalsozialistischen Geschlechterideologie herzustellen erlaubt, sondern im Kontext der mit Natur identifizierten Weiblichkeit der ergänzungstheoretischen Varianten des 19. Jahrhunderts verbleiben, ist ihnen doch die Sehnsucht nach der Idealisierung des Weiblichen in ihrer Rolle als Dienende, Demütige und sich Opfernde gemeinsam.

Die Bilder des Weiblichen der Autorinnen Miegel, Seidel und Berens-Totenoehl müssen als bewußt oppositionell zu avancierten literarischen Imaginationen des Weiblichen der Moderne und der realen Existenz der Frau des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts gelesen werden. Noch einmal Berens-Totenoehls Vortrag zitierend:

"Wir wollen unseren Blick einmal zurückwenden auf eine jüngst vergangene Zeit und vergleichen in dieser Zeit das dichterische Schaffen des Mannes mit dem unserer Frauen. Es war eine Zeit der Verfälschungen aller Werte, eine Zeit, in der das Heldentum des Mannes als Dummheit bezeichnet wurde, und in der die Mutter verlacht wurde, die noch die Beschwerden vieler Kinder auf sich nahm. Es war die Zeit, in der die Dirne als Romanheldin mehr wert war als die Frau, die Mutter, es war die Zeit, in der die Frau einzig ihren Wert hatte, solange sie den Mann als Geschlechtspartner reizen konnte. War das vorüber, dann galt ihr Dasein schon mehr eine lächerliche

Angelegenheit. Wer sprach damals von der Mutter?"³⁰⁾

Die Autorinnen projizieren ihre Wünsche nach der Versöhnung der Gesellschaft und der Geschlechter vor dem Hintergrund der Widersprüche der Moderne auf das 'Tausendjährige Reich'. Hier suchen sie "Sieg und Frieden" - "Eine Harmonie, nicht mehr faßbar von dem Gefäß der Sekunde."

Anmerkungen

- 1) Bovenschen, Silvia, Die imaginierte Weiblichkeit. Frankfurt 1979, S. 32
- 2) Wiggershaus, Renate, Frauen unterm Nationalsozialismus. Wuppertal 1985, S. 15
- 3) Ute Frevert, Frauen-Geschichte, Frankfurt 1986
- 4) Diehl, Guida, zit. nach Wiggershaus, a.a.O., S.70
- 5) Reber-Gruber, Auguste zit. nach Wiggershaus, a.a.O., S.65
- 6) Goebbels, Joseph zit. nach Macciochi, Maria-Antoinetta, Jungfrauen, Mütter und ein Führer. Frauen im Faschismus. Berlin 1976, S. 45
- 7) ebd. S. 79
- 8) Sieber, Paula, zit. nach Wiggershaus, a.a.O. S. 66
- 9) Berens-Totenohl, Josepha, Das schlafende Brot, Gedichte. Jena 1936, S. 18
- 10) Miegel, Agnes, Ostland. Gedichte. Jena 1940, S. 4
- 11) Berens-Totenohl, Die deutsche Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums. Jena 1938, S. 9
- 12) Seidel, Ina, zit. nach Wulf, Joseph, Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Reinbeck bei Hamburg 1966, S. 405f
- 13) Seidel, Ina, Grosser, Hans, Dienende Herzen, Kriegsbriefe von Nachrichtenhelferinnen des Heeres. Berlin 1942. S. 22
- 14) ebd., S. 19ff
- 15) Seidel, Ina, Dichter, Volkstum und Sprache, Stuttgart 1934, S. 176
- 16) ebd., S.178
- 17) Seidel, Ina, Das Wunschkind, Gütersloh o.J., S.22
- 18) ebd., S. 39
- 19) ebd., S. 14 f
- 20) Berens-Totenohl, Josepha, die Leute vom Femhof. Düsseldorf 1957, S. 271
- 21) ebd., S. 267
- 22) Seidel, Ina, Das Wunschkind, a.a.O., S. 279
- 23) Wysocki von, Gisela, Die Berge und die Patriarchen - Leni Riefenstahl. In: Die Fröste der Freiheit. Frankfurt 1980, S.
- 24) Berens-Totenohl, Josepha, Die Frau als Schöpferin..., a.a.O., S. 13
- 25) Seidel, Ina, Das Wunschkind, a.a.O., S. 62
- 26) ebd., S. 147
- 27) ebd., S. 687
- 28) ebd., S. 702
- 29) Miegel, Agnes, Die schöne Malone. In: Gedichte und Prosa. Düsseldorf 1977, S. 109
- 30) Berens-Totenohl, Josepha, Die Frau als Schöpferin..., a.a.O., S. 17

Mechthild Zeul

Der Abwehrcharakter des Penisneids und seine Bedeutung für das sexuelle und soziale Verhalten der Frau: ein klinischer Beitrag ¹⁾

I. Wenn ich im folgenden versuche, die Niederschläge des Penisneides, so wie Analytikerinnen ihn heute verstehen²⁾, anhand der Darstellung von Ausschnitten aus einer Analyse nachzuzeichnen, so bin ich mir immer zugleich der Schwierigkeit bewußt, die dieses Unternehmen mit sich bringt. Die Rekonstruktion der Behandlung erfolgt auf einer unmittelbaren Ebene von Interaktion zwischen Analytikerin und Patientin. Der Versuch, aus diesen Szenen ein eher theoretisch-klinisches Konzept herauszudestillieren, hat immer etwas Abruptes, Gewaltames, ja vielleicht Willkürliches. Und doch werde ich so vorgehen in der Absicht, aus der Unmittelbarkeit der Szenen Ansätze von Theoriestücken über weibliche Sexualentwicklung, die unmittelbar das soziale und gesellschaftliche Verhalten der Frau mitbeeinflußt und -bestimmt, herauszuarbeiten. Meine Aussagen beanspruchen keine Allgemeingültigkeit, sie stellen jedoch Ansätze zu einer psychoanalytischen Theorie der Weiblichkeit dar.

Die psychoanalytische Behandlung einer jungen Frau, aus der ich Ausschnitte darstellen werde, konnte einmal mehr Aufschluß geben über den Symptomcharakter des Penisneides, den den Wunsch des kleinen Mädchens, eine eigene, von der Mutter verschiedene Weiblichkeit zu entwickeln, abwehrt. Es wäre ein Mißverständnis, anzunehmen, daß das kleine Mädchen nur als Kind von der Mutter geliebt und angenommen werden wolle, es möchte vielmehr ähnlich wie diese auch Frau sein, sich aber zugleich auch von ihr unterscheiden. Da die Erfüllung dieses Wunsches das kleine Mädchen jedoch in ernsthafte Konflikte mit der Mutter brächte, wird er verdrängt. Haß und Wut auf eine frühe Mutter, die als enttäuschend und zurückweisend erlebt worden ist, werden in der analen und ödipalen

Phase der Auseinandersetzung um die eigene Weiblichkeit erneut mobilisiert und komplizieren oder verunmöglichen eine Identifizierung mit der Mutter als Frau und Geliebte. Anale und ödipale Masturbationsphantasien, in denen sich das kleine Mädchen die Rechte der Mutter aneignet, sich beim Vater an ihre Stelle setzt und sie vertreibt, werden abgewehrt. Auf dieser Verdrängung baut sich die Idealisierung des Penis auf, der anstelle der Weiblichkeit von der Mutter eingeklagt und gefordert wird. Wenn vom Penisneid die Rede ist, muß zu allererst der biologische Penis vergessen werden. Es geht viel mehr um die Bedeutung, die er bzw. der Mann in unserer Gesellschaft für die Frau haben kann. Er symbolisiert "unbeschränkte Macht, die Gutes oder Böses tut, die ihrem Besitzer absolute Sicherheit und Freiheit garantiert, die ihn gegen jede Art von Angst- und Schuldgefühlen immun macht, die ihm zu Lust und Liebe und der Verwirklichung aller seiner Wünsche verhilft"³⁾.

Wenn sich die Phantasien, die Mutter zu vertreiben, um sich an ihre Stelle zu setzen, im Unbewußten des kleinen Mädchens mit der Vorstellung verbinden, diese zu töten, wird die Auseinandersetzung um Weiblichkeit zusätzlich erschwert. Um sich und die Mutter vor den sadistischen Phantasien zu schützen, tut es so - ähnlich wie die Patientin, aus deren Analyse ich berichten werde - als ob es ihm nicht um die Verwirklichung von Weiblichkeit ginge, sondern um den Wunsch nach Besitz des Penis'. Der irrealer Peniswunsch des kleinen Mädchens bringt es nicht wirklich in Konflikte mit der Mutter. Diese Forderung hat den Vorteil, eigene Wünsche nach Frausein abwehren zu können, um über diesen unerfüllbaren und unerfüllten Wunsch immer mit der Mutter verbunden zu bleiben. Vielleicht illustriert die Analyse, aus der ich berichten werde, den Penisneid in seiner schrillsten und bizarrsten Variante, wodurch jedoch der gleichsam wahnhaft anmutende Wunsch nach dem Penis erst wirklich zur Geltung kommt. Eine frühe, sehr ambivalente Mutter-Kind-Beziehung hatte eine Hinwendung der Patientin zum Vater in der Suche nach Zärtlichkeit bewirkt. Der Vater, der jedoch die Wünsche des kleinen Mädchens mißverstand und sich sexuell von ihm angesprochen fühlte, stimulierte es seinerseits sexuell. In der psychoanalytischen Literatur ist vielfach auf den traumatischen Charakter sexueller Stimulierung der sich noch in der Entwicklung befindlichen kindlichen Psyche verwiesen worden.

Ein möglicher Ausweg aus dieser Situation, die das kleine Mädchen in beständige Erregung versetzt hatte, kann darin bestehen, so zu tun, als sei sein tiefster Wunsch, einen Penis haben zu wollen, selbst zum Penis bzw. zum Angreifer zu werden, um sich auf diese Weise mit den gleichen Mitteln zur Wehr setzen zu können. Voraussetzung für diesen Wunsch nach dem Penis des Vaters war seine Idealisierung. Nicht die Mutter, deren Weiblichkeit entwertet wurde, sondern der Vater konnte der Patientin Sicherheit und Selbstvertrauen geben. Der frühe Tod der Mutter war für die Patientin ein Beweis der Macht des Vaters, der sie nichts entgegenzusetzen hatte.

Das frühkindliche Szenarium einer zu Beginn der Behandlung 28-jährigen Patientin, die aus sogenannten einfachen Verhältnissen stammte, der heute berentete Vater war Arbeiter und die vor 13 Jahren an Darmkrebs verstorbene Mutter Arbeiterin, war gekennzeichnet durch eine frustrierende frühe Mutter-Kind-Beziehung, in der es, so die Erinnerungen der Patientin, keine körperlichen Zärtlichkeiten gegeben hatte. Sie schilderte die Mutter als kalt, hartherzig, moralisch und katholisch. Die Patientin erinnerte nur Schläge. Die Großmutter erzählte später, die Mutter habe auf sie als Baby eingedroschen und geschrien: "Ich bringe dich um", und nur durch das Eingreifen der Großmutter ließ die Mutter davon ab, ihr Kind weiter zu schlagen. Später hatte sie oft gedroht, die Patientin "zum Krüppel zu schlagen". Sie hätte gerne Abitur gemacht, um Archäologie zu studieren; die Mutter aber war der Meinung, daß die Mittlere Reife genüge. Für sie war die Patientin eine Spinnerin, die sich in Phantasien flüchtete. Gerade deshalb, nämlich um von ihren Phantasien abzulassen, sollte sie eine handfeste Ausbildung machen, um Geld verdienen zu können. Die Mutter wurde von der Patientin als attraktive und schöne Frau geschildert. Allerdings war Sexualität für sie Sache der Männer, der sich die Frauen zu unterwerfen hatten, "indem sie die Beine breitmachten". Es habe oft Streitereien zwischen den Eltern gegeben, in deren Verlauf die Mutter immer ungerechtfertigterweise Recht behalten habe, berichtete die Patientin. Zu einem späteren Zeitpunkt in der Behandlung erschien ihr die Mutter als eine von ihren eigenen Eltern abhängige Frau, die eigentlich nie wirklich gelebt hatte. Der Vater, der es schön fand, daß die Patientin ein Mädchen war,

und von dem sie sich noch, als sie um Behandlung nachsuchte, innerlich völlig abhängig fühlte, wurde von ihr im Gegensatz zur Mutter als zärtlich, liebevoll und einfühlsam geschildert. Sie erinnerte keine frühen Erlebnisse mit dem Vater, glaubte jedoch zu wissen, daß er sie immer zärtlich behandelt hatte. Erinnerungen an ihn aus der Pubertät und der Adoleszenz lassen zugleich darauf schließen, daß er verführerisch mit ihr umgegangen ist und dadurch ihre eigenen sexuellen Wünsche und Phantasien ihm gegenüber stimulierte. Zum Beispiel kaufte er mit ihr Cameliabinden in der Apotheke. Auf Ferienreisen, die sie alleine mit dem Vater unternahm, angeblich weil die Mutter Angst vorm Fliegen hatte, teilte sie mit ihm ein Doppelbett. Neben der freudigen und stolzen Sicherheit, vom Vater geliebt, ja als Mädchen und Frau anziehend und verführerisch zu sein, entwickelte die Patientin intensive Ängste, die mit Penetrations- und Schwangerschaftsphantasien zusammenhingen. Die beständige sexuelle Stimulation und die eigenen sexuellen Phantasien dem Vater gegenüber waren für die Patientin um so ängstiger, weil sie zugleich die Strafe der strengen Mutter, der eine heimliche Rivalin erwachsen war, fürchten mußte. Um die Mutter zu beruhigen, um so zu tun, als habe diese die Ansprüchlichkeit der Tochter nicht zu fürchten, so als habe die Patientin nie etwas gegen sie im Schilde geführt, entwickelte sie nach deren Tod Angst vor Glasteilchen.

Nachdem auch die Großmutter gestorben war, lebte die Patientin mit dem Vater alleine in der ehemals elterlichen Wohnung. In dieser Zeit begann sie kleine Glasteilchen, auf den Kleidern, dem Körper und der Unterwäsche zu suchen. Sie meinte, daß diese Ängste zum ersten Mal aufgetaucht waren als sie einige Zeit nach dem Tod der Mutter abends in der Küche saß, ein Teller zu Boden fiel und am Boden in viele kleine Teilchen zerschellte. Bereits in der Pubertät und in der Adoleszenz fürchtete sich die Patientin vor Fusseln. Sie hatte die Angewohnheit, jede von der Mutter in der Waschmaschine zusammen mit der Wäsche des Vaters gewaschene Unterwäsche auf Fusseln zu untersuchen und sie heimlich wieder unter die schmutzige Wäsche zu mogeln, damit sie noch einmal gewaschen würde. Die Mutter, die regelmäßig die saubere Unterwäsche in der schmutzigen entdeckte, wurde sehr ärgerlich und herrschte die Patientin an, sie solle sich zusammennehmen und nicht spinnen.

II. Die Patientin saß lange vor der vereinbarten Zeit auf dem Flur und blickte mir, als ich sie ins Zimmer bat, strahlend entgegen. Sie war ein mittelgroßes, sehr schlankes Mädchen mit einem blassen, ebenmäßig geschnittenen Gesicht, in dem vor allem die schönen blaugrünen Augen und die hohen Backenknochen auffielen. Ihre hellbraunen, langen, glatt und lieblos herunterhängenden Haare verhängten das Gesicht und nahmen ihm seine Ausdrucksmöglichkeit. Ihre beige, kleingebülmte Bluse, die sie mit einem Gürtel über einer beigefarbenen Hose trug, verstärkten ihre Farblosigkeit, die wie eine Maskerade wirkte, so als ob sie sich unauffällig machen müßte, um nicht ihr wahres Gesicht zu zeigen.

Sie berichtete innerlich gehetzt und getrieben von dem letzten Tag der Mutter vor ihrem Tod im Krankenhaus. Sie glaubte sich zu erinnern, daß die Ärzte von kleinen Teilchen im Bauch der Mutter sprachen, die sie nicht mehr hätten entfernen können, und die nach Meinung der Patientin schließlich zum Tod der Mutter geführt hatten. Diese rief sie kurz vor ihrem Tod beim Namen, obgleich sie und der Vater bei ihr waren, berichtete die Patientin geängstigt.

Als sie nach dem ersten Gespräch gegangen war, riß ich die Fenster auf, so als ob ich mich von der stickigen Krankenhausluft befreien mußte. Sie hatte in mir widersprüchliche Gefühle ausgelöst; einerseits konnte sie meine Deutungen aufnehmen, die die Glasteilchen in Zusammenhang mit den Teilchen im Bauch der Mutter und mit der Angst brachten, daß sie fürchtete, ebenso wie die Mutter vom Tod bedroht zu sein; andererseits verstand ich ihr Glassystem nicht, nämlich warum, wo und wie Glas war. Sie wußte zwar über den Kopf, daß es keine Glasteilchen auf ihren Kleidern gab, aber das Ausmaß der Angst und die Einschränkung, die die Phantasie vom Glas bewirkt hatte, schienen mir übermäßig. Zugleich bewunderte ich ihren Mut, mit dem sie ihren Ängsten begegnete.

Der Behandlungsauftritt gestaltete sich stürmisch. Die Patientin, die mir in jeder Stunde von ihren Glasproblemen berichtete, schien sich ganz und gar mit Glas zu bedecken. Ich hatte die Vorstellung, dabeizusitzen, zuzusehen und nichts tun zu können. Über das Glas stellte sie eine Trennung zwischen ihr und mir her; ich hatte keine Chance, ihr von mir aus eine Deutung zu geben, denn ihre Erzählweise schien her-

metisch und starr, worüber sie mich fernzuhalten suchte. Ich erinnerte den Eindruck von stickiger Krankenhausluft während des ersten Gespräches und die Bedürftigkeit der Patientin, die in ihrem gehetzten Bericht zum Ausdruck gekommen war und sagte ihr sinngemäß, es gäbe offensichtlich Vieles, das sie beschäftige, das ihr Angst mache, aber sie rette sich in Glassysteme, ob sie nicht beispielsweise über ihre Ängste im Zusammenhang mit dem Tod der Mutter sprechen wolle. Sie blickte mich erstaunt und betroffen zugleich an und erwiderte, sie wisse nichts anderes zu erzählen. In der nächsten Stunde teilte sie mir mit, ich hätte ihr mit meinem Einwand große Angst bereitet; sie hatte plötzlich die Vorstellung, die Mutter, die auch nichts von ihren "spinnigen" Ängsten habe wissen wollen, vor sich sitzen zu sehen. In einer der darauffolgenden Stunden drückte sie mir jedoch ihre Erleichterung aus; wenn wir nicht beständig über Glas sprechen müssten, gäbe es, und das entnehme sie meinen Worten, Heilungschancen für sie. Im Gegensatz zur Mutter habe der Vater ihr Ängste ernst genommen. Aber er fürchtete sich zugleich auch vor den "Spinnereien" der Patientin. Z.B. sei er einerseits mit ihr die Glascontainer zwischen Frankfurt und Offenbach "abgefahren" - sie hatte außer der Angst vor Glas auf dem Körper und den Kleidern auch die Vorstellung, Glascontainer kontrollieren zu müssen, um festzustellen, daß alle dort standen, wo sie sie am Tag zuvor gesehen hatte, weil sie befürchtete, einen mit sich herumzutragen ohne es zu wissen, wenn sie nicht kontrolliere - andererseits, so berichtete sie, habe der Vater sie in ein psychiatrisches Krankenhaus einliefern wollen, weil sie nach dem Tod der Mutter nachts nicht zu Bett ging, sondern im Wohnzimmer bei Licht auf einem Stuhl sitzend schlief.

So als ob Glas nicht aus der Behandlung herauszuhalten sei, meldete sich der Vater, der die Glasängste der Patientin indirekt bestätigte als er mit ihr die Glascontainer kontrolliert hatte, bei mir telefonisch, um mir Anweisungen zu geben, wie seine Tochter zu behandeln war. Als ich ihm klarzumachen versuchte, daß ich die Patientin selbst in der Behandlung kennenlernen wollte, ließ er mich nicht aussprechen. "Das sei ja das Allerletzte." Etwas weniger ruhig wiederholte ich meine zuerst gemachte Aussage, die er wegen seines Geschreis nicht gehört hatte; er wurde daraufhin noch lauter und bellte, ich hätte ihm zuzuhören. Inmitten seines Gekreisches legte ich

den Hörer auf. Zunächst war ich über meine Reaktion sehr zufrieden, dann aber beschlichen mich Zweifel über die Auswirkung meiner Aktion auf die Behandlung der Patientin.

In einer der nächsten Stunden erzählte sie mir amüsiert, daß ihr meine Reaktion auf den Anruf des Vaters gefallen hatte; man müsse ihn in seine Grenzen verweisen, sie alleine könne das nicht. Von nun an bin ich für den Vater "die in Frankfurt, die dir auch nicht wird helfen können; du wirst schon sehen". Aber die Patientin vertraute mir, und ich nahm Züge der strengen, aber realitätstüchtigen Mutter an und erfuhr im Verlauf des nächsten halben Jahres ansatzweise das tatsächliche Ausmaß ihrer Einschränkung, das sie mir verschwiegen hatte aus Angst, ich könnte sie nicht in Behandlung nehmen. Insbesondere die Konsequenz, mit der ich die Patientin vor den Zudringlichkeiten des Vaters und seinen Übergriffen, aber auch vor ihren eigenen sexuellen Phantasien bewahrte, sollte für den weiteren Behandlungsverlauf von Bedeutung sein. Im Schutz eines ihr freundlich gesinnten Objektes, das sie jedoch nicht zugleich auch sexuell stimulierte, war sie in der Lage, sich langsam von ihrer Glasangst zu distanzieren und sich mit Ängsten vor tödlichen Krankheiten und mit Schwangerschaftsphantasien zu konfrontieren.

Zu Beginn der Behandlung konnte sich die Patientin nur noch in ihrem Zimmer, in dem noch immer das Bett der verstorbenen Großmutter stand und dessen Schränke bis oben mit Wäsche und Kleidern der Mutter angefüllt waren, und in der Toilette bewegen. Da es in der Küche, im Wohnzimmer und im ehemaligen Schlafzimmer der Eltern "Glas gab", betrat sie diese Räume nie. Die Patientin war außerstande, sich etwas zu kochen und wusch sich in einem winzigen Waschbecken in der Toilette mit kaltem Wasser. Da sie aus Angst vor Glas weder die Kleider noch die Unterwäsche regelmäßig wechseln konnte, fürchtete sie, "langsam zu verkommen". Zu einem späteren Zeitpunkt in der Behandlung erfuhr ich, daß sie zu Beginn der Analyse kurz vor der Kündigung ihres Arbeitsplatzes gestanden hatte. Sehr viel später erzählte sie mir, daß ihr bereits zweimal ein Arbeitsplatz gekündigt worden war. Sie aß fast nur noch trockenes Brot und Fleisch. Da sie die Vorstellung hatte, daß auch Essen "Glas haben" konnte, besuchte sie nur noch ein Lokal. Sie war nach dem Tod der Mutter nur noch einmal in Urlaub gefahren, da auch ganze Städte "von Glas

befallen" waren. Während sie von ihren Ängsten sprach, beobachtete sie mich eindringlich und fragte mich häufig, ob sie Angst haben müsse oder nicht.

Wenn sie sich davon überzeugt hatte, daß für mich weder Kleider noch Unterwäsche noch Städte "Glas hatten", erzählte sie mir mehr von ihren Einschränkungen in der Hoffnung, sich wieder bewegen zu können.

Ungefähr ein halbes Jahr nach dem Beginn der Behandlung begann die Patientin sich unter großen Ängsten Make-up, Schuhe, Kleider, Handtaschen und einen Fotoapparat zu kaufen. Sie benötigte diese Dinge dringend, weil sie die Angewohnheit gehabt hatte, alles, was ihrer Meinung nach "Glas hatte", wegwerfen zu müssen. Ich überzeugte sie davon, daß die Dinge "kein Glas hatten", indem ich sie mir anschaute und anfaßte. Zögernd und mit großer Vorsicht begann sie sich die Augen und ihre hohen Wangenknochen zu schminken, wechselte die Kleidung und verbrachte ihren Urlaub mit dem Vater und dessen Freundin in der Schweiz.

Meine Beharrlichkeit, mit der ich nicht auf ihre Glassysteme eingegangen war, sie mir zwar anhörte, ohne mich zu fürchten, und versuchte, der Patientin ihre Bedeutung nahezubringen, führte dazu, daß sie nach ca. 2 Jahren von meinen und ihren "Systemen" zu sprechen begann. Ich hatte ihr sinngemäß wieder und wieder gesagt, daß sie fürchte, ebenso krank zu sein wie die Mutter, die an den kleinen Teilchen im Bauch gestorben war. Sie ihrerseits suche das, was sie krank machen könne auf der Haut, auf den Kleidern und der Unterwäsche, weil sie glaube, auf diese Weise zu sehen, was ihr wehtun und sie verletzen könne. Sie bat mich, zunächst ihr "System" darzustellen zu dürfen, dann werde sie sich auch mein "System" anhören. Immer wieder betonte sie, daß sie das nur mir zuliebe tue, ihr leuchte ihr "System" sehr viel mehr ein als meines, aber sie wolle einen Versuch machen.

Ich wurde für sie zu einem guten Objekt, das sie vor den Zudringlichkeiten und den Verrücktheiten des Vaters und ihren eigenen zu schützen wußte, das keine Angst vor Glas hatte, dem sie zunehmend mehr und mehr vertraute, dessen "Systeme" sie verinnerlichte und mit dessen Hilfe sie zögernd ihren eigenen Körper entdeckte, ohne darüber in unkontrollierbare Erregung zu geraten. Das Glas verwandelte

sich langsam in Schmutz, in Brotkrumen und in den Zwang, Toiletten in Kinos und Theatern, in meiner Praxis und in der Wohnung der Lebensgefährtin des Vater kontrollieren zu müssen. Verschämt gestand sie mir eines Tages die Phantasie, daß sie glaube, Frauen könnten ihren Fötus in der Toilette verlieren.

Der Tod der Mutter war der Patientin ein Rätsel, sie sei immer zu gynäkologischen Voruntersuchungen gegangen, zur letzten ca. 3 Monate vor ihrem Tod. Sie glaubte sich zu erinnern, daß der Bauch der Mutter dick war als sie in die Klinik eingeliefert wurde. Unter dem Schutz der Analytikerin ging die Patientin zu einer gynäkologischen Untersuchung und war erleichtert festzustellen, daß "alles dort unten" nicht so riesig war, wie sie gefürchtet hatte; auch die Öffnung, durch die sie schwanger werden konnte, war kleiner als sie phantasierte. Sie ließ deshalb aber trotzdem nicht davon ab, zwei Schlüpfer und eine Miederhose übereinander zu tragen - für alle Fälle. Die beständige vergebliche Suche nach Glasteilchen wurde für sie zur Versicherung, nicht schwanger zu sein. Da sie aber andererseits auch zutiefst davon überzeugt war, doch geschwängert worden zu sein, mußte sie immer wieder suchen. Die Patientin ist Jungfrau und glaubte zu Beginn der Behandlung, nie eine sexuelle Beziehung zu einem Mann haben zu können, denn dies bedeutete für sie Schwangerschaft, Krankheit und Tod. Bekanntlich war die Mutter an kleinen Teilchen in ihrem dicken Bauch gestorben. Sie hatte die Phantasie, daß sich die Samenfäden in ihr, wie im Bauch der Mutter die Teilchen, sammelten; wenn sie sich bewege, gerieten die Samen in Bewegung und es könne zu einer Befruchtung kommen. Voller Scham berichtete sie mir von einer anderen Phantasie, in der sie sich vorstellte, steif, regungslos, unbeweglich, wie aus einem einzigen Teil gemacht zu sein, so daß nichts und niemand in ihren Körper eindringen könne.

Diese Vorstellung mache ihr jedoch auch Angst, weil diese Regungslosigkeit mit einem Gefühl von Irrealsein, vielleicht gar nicht wirklich existent und grundlos zu sein, verbunden sei. Wenn ihr jemand zu nahe komme, oder wenn sie sich hastig und schnell bewege, drohe sie zu zerbrechen, so als ob sie ganz aus Glas bestünde und in viele kleine Teilchen zerschellen könnte. In der Phase, in der "das Glas nachließ" begann sich die Patientin spielerisch, immer im Schutz der Ana-

lytikerin, mit ihren sexuellen Wünschen und Phantasien zu konfrontieren. Sie ging ins Theater, ins Kino und in das Ballett, um zu sehen, wie die anderen es machten, ob das, was sie fühlte; komisch oder "abartig" war. Vor allem die Ballett Tänzerinnen und -tänzer interessierten sie und zogen sie magisch an. Sie konnte sich überzeugen, so verstehen wir später in der Behandlung, daß zärtliche Berührungen nicht - wie sie fürchtete - zu Schwangerschaften führten. Die Patientin hatte in dieser Zeit die Angewohnheit, schwer beladen zur Behandlung zu kommen. Neben einer Handtasche trug sie immer noch eine sackartige Tasche, in der sie ihr gesamtes Hab und Gut mitzuschleppen schien. Auch für ihre Theaterbesuche benötigte sie diesen Sack, in dem sie Essen und Trinken verstaut hatte, um vor den Aufführungen im Theaterfoyer sitzend ihr Abendessen einzunehmen. Zu einem späteren Zeitpunkt, als sie zunehmend weniger ihren Vater aufsuchte, schienen Theater und Oper zwischenzeitlich zu ihrem Zuhause zu werden. Sie kaufte immer Karten für die billigsten Plätze, da sie aber nach und nach alle Theaterangestellten kannte, vor allem die Garderobieren und die Platzanweiser, bekam sie regelmäßig nach der ersten großen Pause, wenn das Haus nicht ausverkauft war, einen besseren Platz. Sie imponierte mir sehr, wenn sie zu den Behandlungsstunden mit ihren Taschen und im Winter mit einem dicken Schal, einer Mütze, einem dicken Mantel und bunten Handschuhen kam und mir von ihren Theater-, Ballett- und Opernbesuchen berichtete. Tapfer und in gewisser Weise unerschrocken suchte sie sich aus ihren inneren Verstrickungen, die sie bewegungs- und handlungsunfähig gemacht hatten, mit meiner Hilfe zu befreien. In dieser Zeit überlegte sie, nach Frankfurt zu ziehen. Es ging jedoch gar nicht darum, Entscheidungen zu treffen, vielmehr schienen Frankfurt, meine Praxis und das Theater ein großer "Übungsraum" (Winicott) zu sein, den sie für ihre weitere Entwicklung wie eine Zwischenstation dringend benötigte. Langsam dehnte sie ihren "Übungsraum" auf andere Städte, u.a. Zürich, aus, wohin sie zu Theaterbesuchen fuhr. Um sich bewegen zu können, mußte sie mit mir auch außerhalb der Stunden über das Telefon verbunden bleiben; mit wenigen Ausnahmen wußte sie immer, wo sie mich erreichen konnte.

In der Behandlung tauchten jetzt häufig auch depressive Verstimmungen der Patientin auf; sie resümierte ihr Leben und äußerte die Vorstellung, eigentlich nicht gelebt zu haben. Ich

sollte an ihrer Traurigkeit ähnlich körpernah teilnehmen und -haben, wie früher an ihrer Freude über die neuerstandenen, bereits erwähnten Gegenstände. Ohne viele Umschweife steuerte sie in den Stunden auf den Serviettenpacken zu, deutete darauf und fragte, bereits schnüffelnd, ob sie eine haben dürfte. Nachdem sie Platz genommen hatte, brach sie in Tränen aus, und während sie weinte, faltete sie die Serviette immer nach einem ganz bestimmten Plan auseinander und schneuzte sich laut und ungeniert. Manchmal weinte sie zwei Servietten voll. Zunächst hatte sie die Angewohnheit, die Serviette beim Weggehen in meinen Papierkorb zu werfen; später, als sie sich sicherer fühlte, nahm sie ihre vollgeweinten Taschentücher und Servietten mit. Einmal meinte sie, es sei mir nicht recht, daß sie ihre vollgeheilten Servietten bei mir ließ; sie war erkältet und glaubte, ich fürchtete, mich bei ihr anzustecken. Diese Wahrnehmung irritierte sie über die Massen, denn bisher hatte sie mich als unerschrocken erlebt. Das Serviettenritual löste in mir unterschiedliche Gefühle aus, an manchen Tagen teilte sich mir die Verzweiflung der Patientin über ihr ungelebtes Leben unmittelbar mit, und ich blieb berührt von ihrer Traurigkeit innerlich ruhig und zugewandt, aber an anderen Tagen hatte das Zeremoniell einen eher aggressiv auftrumpfenden Charakter, so als wollte sie mir mit ihrer Haltung ungefähr sagen, da du mir ohnehin nicht helfen willst oder kannst, stelle mir wenigstens ein Taschentuch und einen Papierkorb zur Verfügung und halte mein Geschneuze aus. Zugleich bombardierte sie mich an solchen Tagen verzweifelt, ich möge sie in die Psychiatrie einweisen, ihr sei nicht zu helfen. Ihre Krankheitsängste verstärkten sich, und sie suchte eine Reihe von Ärzten auf, die sie beruhigen sollten. Einerseits verstand ich die Verzweiflung der Patientin, andererseits aber löste ihre aggressiv auftrumpfende Haltung Ärger in mir aus. Ich hatte die Vorstellung, sie treibe ein Spiel mit mir, das sie selbst zwar nicht durchschaute. Ich sollte ihr offensichtlich wieder sagen, wie zu Beginn der Behandlung, als ich auf der Bedeutung des Glases bestanden hatte, daß sie nicht krank sei und auch nicht in die Psychiatrie müsse. Andererseits aber testete sie offensichtlich auch meine Angst vor Ansteckung. Wenn ich ihr signalisierte, daß ich ihre Angst nicht teilte, wurde sie ruhig und konnte wieder aktiv werden. Ich erfuhr, daß die Mutter, wenn die Patientin mit ihren Ängsten gekommen war, ungeduldig wurde und ihr sagte, sie solle sich nicht so anstellen. Einmal sei

sie, als sie ungefähr 17 Jahre alt war, zu ihr gegangen und habe gesagt, sie fürchte, sie sei schwanger, woraufhin die Mutter sie zum Gynäkologen geschickt hatte. Ich hörte mir ihre Ängste an, ohne sie in die Psychiatrie (zum Gynäkologen) zu schicken und ohne mich, wie der Vater, in ihr paranoides System hineinziehen zu lassen, so daß sie unter meinem Schutz begann, zwischen Phantasie und Realität zu unterscheiden.

Die Bewegungsfähigkeit der Patientin nahm beständig zu; nach anfänglichen Urlaubsaufenthalten mit dem Vater, verreiste sie später alleine, allerdings nur innerhalb der Bundesrepublik. Ihre erste Auslandsreise unternahm sie mit einer Reisegesellschaft nach Frankreich, was den Vater zu zotigen Anspielungen veranlaßte. Zur gleichen Zeit erkrankte er an verschiedenen nicht näher diagnostizierbaren Krankheiten, die aber zugleich eine vorzeitige Berentung ermöglichten. Die Patientin fühlte sich insbesondere durch seine plötzlich auftretenden diffusen Herzbeschwerden unter Druck gesetzt. Sie werde schon sehen, wo das alles ende, sie sei vergnügungssüchtig, sie solle ihr Geld sparen und es nicht zum Fenster hinauswerfen, lamentierte der Vater. Kurz vor einer anderen Urlaubsreise der Patientin wurde er wegen seiner Herzbeschwerden in eine Klinik eingeliefert. Sie erschrak und wollte zu Hause bleiben. Da der Vater jedoch bereits nach wenigen Tagen entlassen wurde, fuhr sie weg, allerdings unter großen Ängsten. Aber nicht nur der Vater reagierte eifersüchtig, sondern auch die Patientin. Kurz nach Behandlungsbeginn war er zu seiner Lebensgefährtin gezogen, ließ aber seine Sachen in der gemeinsamen Wohnung mit der Patientin und tauchte dort jeden Tag auf, um nach dem Rechten zu sehen, die Wohnung zu putzen, zu lüften und seine Tochter, so die Patientin, zu kontrollieren. Sie lehnte ihrerseits die Freundin des Vaters ab, allerdings ohne sie wirklich zu kennen; zunächst weigerte sie sich, sie zu Hause zu besuchen. Erst nach ca. zwei Behandlungsjahren nahm sie eine Einladung zu ihrem Geburtstag an. In der sich daran anschließenden Zeit fuhr die Patientin Abend für Abend zu Frau X., nahm mit ihr und dem Vater das Abendessen ein und sah mit den beiden gemeinsam fern. Frau X., offensichtlich eine sehr zärtliche und zugewandte Frau, kümmerte sich rührend um die Patientin, kochte ihr ihre Lieblingsgerichte und hielt die Streitereien aus, die regelmäßig im Verlauf eines Abends zwischen Vater und Tochter aufflamten. Aber die Patientin blieb Frau X. gegenüber miß-

trauisch. Ihr fiel die tote Mutter ein, und sie glaubte sich zu erinnern, daß der Vater diese schlechter behandelt hatte als Frau X. Als sie eines Tages an der Haustür klingelte und ihr niemand aufmachte, sie aber zugleich zu wissen glaubte, daß der Vater und Frau X. zu Hause waren, wurde sie wütend und klingelte so lange, bis die Nachbarin von Frau X. ihr mitteilte, daß die beiden ausgegangen waren. Argwöhnisch beobachtete sie den Vater und Frau X., wenn sie nach dem Abendessen das Geschirr in der Küche abwuschen, während sie fern sah; häufig hielten sie sogar die Tür fast geschlossen, beklagte sie sich. Sehr viel später in der Behandlung erfuhr ich, daß der Vater nicht selten nur mit einer Unterhose bekleidet in das Zimmer kam, wenn die Patientin anwesend war; regelmäßig hatte Frau X. ihn gebeten, nicht fast nackt vor seiner Tochter zu erscheinen. Für die Patientin war das Verhalten des Vaters nichts Außergewöhnliches. Auf ihren Reisen mit den Eltern hatte sie mit ihnen in einem Zimmer geschlafen und den Vater häufig nur wenig bekleidet gesehen. Das gleiche galt für ihre Urlaube, die sie mit ihm alleine verbracht hatte. Später, gewissermaßen als Ergebnis unserer gemeinsamen Arbeit, erschien ihr seine Weise der Zuwendung aufdringlich und merkwürdig. Er wollte z.B. immer, daß sie ihn küsste. Sie glaubte, sich an einen Zungenkuß des Vaters zu erinnern, ekelte sich und versuchte, ihm von nun an aus dem Weg zu gehen.

Die Abgrenzungsversuche von Frau X. wirkten ähnlich wie meine Anstrengungen der Aufrechterhaltung von Realität in der Behandlung, in der ich gemeinsam mit der Patientin versuchte, der Bedeutung von Glas nachzugehen. Zunächst war die Patientin wütend auf Frau X., später aber stellte sie erleichtert fest, daß diese und nicht sie die Lebensgefährtin des Vaters war. Sie begann sich langsam zurückzuziehen, ging zunächst nur noch an Samstagen und Sonntagen zum Essen, heute verabredet sie sich mit dem Vater und Frau X. um auszugehen; manchmal sehen sie sich wochenlang nicht. In dieser Zeit der Abgrenzung erinnerte die Patientin das gemeinsame Plätzchenbacken mit der Mutter vor Weihnachten und fragte Frau X., ob sie mit ihr vor Weihnachten backen wollte. Die Patientin brachte mir Plätzchen mit und bat mich, einige in der Stunde zu versuchen, was ich auch tat. In dieser Zeit begann die Patientin, die mütterliche Küche zu benutzen, sie bereitete sich dort wenigstens morgens einen

Tee zu. Es kamen Erinnerungen an die Mutter lange vor ihrem Tod auf, daß sie eine schöne Frau gewesen war, und daß die Patientin sie gemocht hatte, daß sie aber zugleich auch zwischen den Ansprüchen der eigenen Familie und denen ihrer Eltern aufgerieben worden war. Eigentlich hatte die Mutter wenig vom Leben, sie arbeitete und rackerte sich ab, um dann zu sterben. Aus dieser Sichtweise erschien ihr der Vater keineswegs mehr nur als zärtlich und verständnisvoll, sie glaubte, Streitereien und Auseinandersetzungen der Eltern zu erinnern; Zärtlichkeiten hingegen hatte sie zwischen Vater und Mutter nie wahrgenommen. Die Besuche des Vaters am Grab der Mutter erschienen ihr heuchlerisch, er hätte sie zu Lebzeiten gut behandeln sollen, jetzt sei es zu spät.

Je mehr sich die Patientin innerlich der Mutter näherte, um so stärker wurden ihre Krebsängste. Von Glas war nicht mehr die Rede, die Patientin schien langsam, allerdings noch unter großen Ängsten, ihr Frausein wahrzunehmen. Der Gedanke, nicht mehr aus Glas zu sein, machte sie sterblich und brachte sie in gefährliche Nähe zur Mutter, die eine sexuelle Beziehung zum Vater hatte, woran sie, so meinte die Patientin, gestorben war. Zur Vorstellung von der eigenen Grenzenlosigkeit und Irrealität hatte auch die Phantasie der Patientin gehört, daß sie, solange sie aus Glas bestand, unsterblich war. Der erste Sexualverkehr würde, so die Patientin, das Glas zum Bersten bringen und damit ihre Sterblichkeit und Endlichkeit besiegeln; diese Phantasie versetzte sie in wilde Panik.

Neben der Wieder- bzw. Neuentdeckung der Mutter und ihren Wünschen, von dieser akzeptiert und geliebt zu werden und sie ihrerseits zu lieben, tauchten massive paranoide Phantasien auf. Sie fühlte sich von der Mutter verfolgt, fürchtete, daß die Schlafzimmertür aufginge und die Mutter herausträte. Zugleich nahmen ihre Ängste vor tödlichen Krankheiten zu, vor allem fürchtete sie sich vor Brustkrebs. Sie suchte Ärzte auf, ohne sich allerdings beruhigen lassen zu können. In den Stunden deutete sie auf ihre Brust, um mir zu sagen, wo es ihr wehtat; ich hatte die Phantasie, daß sie mir ihre Brust am liebsten gezeigt hätte. Auf meine Deutungen hin, daß der Schmerz vielleicht nur vorgeschoben sei, um ohne Angst und Scham die Brust entblößen zu können, berichtete sie mir, daß sie eine Homöopathin aufgesucht hatte und sich von ihr unter dem Vorwand, es schmerze sie, mehrfach in der Woche die

Brust hatte abtasten lassen. In dieser Zeit wurde die Patientin immer verrückter, hatte mehr und mehr Angst, lief von Arzt zu Arzt, war von mir nicht mehr zu beruhigen, klagte, ihr sei nicht zu helfen, wollte in die Psychiatrie eingesperrt werden und drohte, den Kontakt zu mir zu verlieren. Die sexuellen Übergriffe der Homöopathin hatten offensichtlich wie früher, wenn die Patientin den sexuellen Stimulierungen durch den Vater ausgeliefert war, zu einer Verwischung der Grenzen zwischen Realität und Phantasie geführt. Ohne der Patientin Mitteilung von meinen Überlegungen zu machen, erwog ich, ob es zwischen Vater und Tochter tatsächlich zu sexuellen Übergriffen gekommen war. Da ich die Vorstellung hatte, daß der Kontakt mit der Homöopathin die Patientin psychisch ernsthaft gefährdete, verbot ich ihr weitere Besuche. Ich sagte ihr, wenn sie wieder zu Frau C. ginge, würde ich die Behandlung mit ihr beenden. Sie zeterte, weinte in ein eigenes Taschentuch und beschimpfte mich, ich würde ihre Gesundheit aufs Spiel setzen. Das Verbot jedoch bewirkte, daß die Patientin ihre sexuell libidinösen Wünsche wahrnehmen konnte, die mir gegolten hatten, die sie aber aus Angst, sie könnten "abartig" sein, aus der Analyse hinausgetragen hatte. Sie konnte mir sagen, daß sie mich mochte, ohne ihre Brust entblößen zu müssen. Zugleich verstand sie ansatzweise, daß sie ihren libidinösen Wünschen mir gegenüber Ausdruck verleihen konnte, ohne den Umweg über die Krankheit nehmen zu müssen. Im weiteren Verlauf der Behandlung kaufte sich die Patientin Bücher, beispielsweise von Simone de Beauvoir, um unter anderem herauszufinden, ob auch andere sexuelle Phantasien und Wünsche Frauen gegenüber hatten. Zugleich berichtete sie mir von einer Einschlafphantasie, die sie als Kind häufig hatte. Sie war von einem Harem von Frauen umgeben, die ihre Brüste entblößt hatten, sie durfte die Brustwarzen anfassen und es gefiel ihr gut, aber plötzlich hatte sie den Impuls, den Frauen die Brustwarzen abschneiden zu müssen. Die Patientin, die in der Analyse die Onanie entdeckt hatte, stellte sich beim Masturbieren eine veränderte Fassung dieser Phantasie vor, während sie lustvoll die Brustwarzen der Frauen streichelte, kam sie zum Orgasmus.

Sie besuchte Volkshochschulkurse, einen Theaterkurs, lernte Englisch und Spanisch und wollte, ähnlich wie ich in Spanien arbeiten. Kontrollmaßnahmen, z.B. daß sie erst dann lesen durfte, wenn sie vorher dies oder jenes getan hatte, hinderten

sie daran, das Lesen zu genießen. Nach meinem Umzug nach Madrid machte sie eine Spanienrundreise und übernachtete drei Nächte in einem Hotel in Madrid. Sie besuchte Fortbildungslehrgänge, die ihr ihr Arbeitgeber finanzierte. Zugleich aber langweilte sie der Arbeitsplatz, und sie trug sich mit dem Gedanken, sich weiterzubilden, um eines Tages weggehen zu können. In dieser Zeit begann sie, in der Küche der Mutter zu kochen, ließ sich eine neue Frisur machen und fand, daß sie der Mutter ähnlich sah. Sie entfernte das Bett der Großmutter und machte es sich gemütlich in ihrem Zimmer. In den Stunden, die sich an diese Phase in der Behandlung anschlossen, war sie oft verzweifelt, weil sie das Gefühl hatte, mich nicht mehr so zu mögen wie zu Anfang, als alles, was ich gesagt hatte, absolut wahr und wichtig für sie gewesen war. Z.B. geriet sie in Wut auf mich darüber, daß ich sie, wie sie meinte, mit Tschernobyl alleine gelassen hatte, um mich in Spanien in Sicherheit zu bringen. Sie müsse jetzt an Krebs sterben, ich aber nicht. Offensichtlich hätte ich Angst gehabt, sonst wäre ich gekommen, um sie zu schützen. Mit ihrer neuerwachten Eigenständigkeit, die Kritikfähigkeit und ansatzweise Unabhängigkeit mit sich brachte, fürchtete sie jedoch zugleich, mich zu verlieren oder aber mir etwas anzutun. Nach einem ETA Attentat in Barcelona rief sie mich in Madrid an; es ginge ihr schlecht, sie hatte Hals- und Kopfschmerzen und fürchtete wieder das Schlimmste für sich. Als ich ihr sagte, daß das Attentat nicht in Madrid gewesen war, mußte sie lachen und freute sich, mich wieder in Frankfurt zu sehen. Aber ihre Telefonate waren nicht nur Kontrollanrufe, um sich zu vergewissern, daß mir ihre Bombe nichts hatte antun können, sie war vielmehr auch neugierig auf meinen Mann. Scheinheilig fragte sie mich nach einem Telefonat, ob er wegen ihrer Störung böse auf sie gewesen sei. Ihre Ansprüchlichkeit war insbesondere deshalb so bedrohlich für sie, aber auch, wie sie meinte, für mich, weil damit auch ihre sexuelle Ansprüchlichkeit einherging. Der plötzliche und unerwartete Tod der Mutter war für sie offensichtlich gleichbedeutend damit, daß sie sie getötet hatte, weil sie auch Frau sein wollte und sich beim Vater an ihren Platz hatte setzen wollen. Der Triumph über die Mutter, den Vater nun ganz für sich zu haben, verwandelte sich in Angst vor Bestrafung; sinngemäß galt für sie: "Du hast beim Vater die Mutter sein wollen, aber nun bist du die kranke Mutter." In der Behandlung stellte sich diese Facette im Erleben der Patientin in Form von gehäuften

Kontrollanrufen bei mir dar, um sich zu vergewissern, daß ihre Ansprüchlichkeit und ihr Wunsch, ebenso Frau zu sein wie ich, mich nicht getötet hatten. Eine Krankheitsangst diente ihr regelmäßig als Vorwand für ihre Anrufe.

Innerlich durch ihre neuerwachten Ansprüche gestärkt, konfrontierte sie sich in den Stunden mit frustrierenden Wünschen, die beiden Eltern galten. Sie hatte sich immer auf den Urlaub mit den Eltern gefreut, dann war aber alles ganz schrecklich. Man fuhr heimlich frühmorgens um vier Uhr los, damit die Nachbarn nicht erfuhren, daß die Familie es sich gut sein lassen wollte. Die Fahrt war vorprogrammiert: Frühstück um neun Uhr in X., Pause um elf Uhr in Y., Mittagessen um dreizehn Uhr in Z., usw. In Italien angekommen, schrubkte die Mutter das Bad mit Sagrotan. Die Patientin erinnerte, daß sie sich als Kind und junges Mädchen einen Hund gewünscht hatte, stattdessen durfte sie nur Kanarienvögel, die weniger Schmutz machten, halten. Die Vögel flogen nie frei herum, sie blieben vielmehr immer im Käfig eingesperrt. Da die Mutter und die Großmutter der Meinung waren, daß die Patientin zu ungeschickt sei, um die Vögel zu versorgen, übernahm die Mutter die Pflege. Traurig meinte die Patientin, daß die Mutter ähnlich pflichterfüllend, aber auch lieblos mit ihr umgegangen sei. Zugleich aber erinnerte sie die Überforderung der Mutter und die Ansprüche, die beide Familien an sie stellten, denen sie jedoch nie wirklich gewachsen war. Sie fühlte sich der Mutter innerlich sehr nahe, denn auch sie hatte im Zusammenhang mit ihren verschiedenen Kontrollsystemen häufig ein Gefühl von Überforderung. Sie habe jedoch das Glück, mit mir sprechen zu können, während die Mutter immer alleine mit ihren Problemen war. Da sie sich in dieser Zeit mehr und mehr vom Vater distanzierte, fühlte sie sich sehr einsam.

Eines Tages berichtete sie mir von einem jungen Mann, den sie in einem Theaterkurs kennengelernt hatte und mit dem sie die Oper besuchen wollte; es entspann sich eine rührende Liebesgeschichte, in der ich zur Ratgeberin, zur Beschützerin und zur gewährenden Mutter wurde, die Freude an dem Glück ihres Kindes hatte, ihm Sexualität erlaubte und nicht verbot. Sie wollte gerne ausgehen, hatte zugleich aber schreckliche Angst vor Aids. Wenn der junge Mann beispielsweise ihre Hand angefaßt hatte, bekam sie einen Hautausschlag, sie konnte sich nicht küssen lassen, weil man davon Aids bekam. Aber

sie traf sich trotzdem immer wieder mit ihm. Der Freund schien sie zärtlich und verständnisvoll zu behandeln, er respektierte ihre Ängste, ohne sie wie früher der Vater zu verstärken und ohne die Patientin in einen beständigen Erregungszustand zu versetzen. Er hatte nach den Worten der Patientin viel gemein mit mir und wenig mit dem Vater.

In dieser Zeit kam es zu vielen dramatischen Telefonanrufen. Eines Nachts rief sie mich an, um mir mitzuteilen, daß sie tuberkulosekrank sei, sie liege im Bett und schwitze schrecklich. Als ich ihr sagte, daß der Freund offensichtlich in ihrer Phantasie neben ihr läge, mußte sie lachen und erwiderte, es sei noch viel schlimmer als ich dächte. In der nächsten Stunde erfuhr ich die Phantasie, die sie in dieser Nacht, aber auch sonst oft gehabt hatte. Sie stellte sich vor, daß er in sie eindrang, dann aber ruhig liegen blieb und daß sie sich aktiv Befriedigung verschaffte. Sie war demnach diejenige, die ihn verführen wollte, die aber zugleich Angst vor Sperma, vor Schwangerschaft, vor Krankheit und vor dem Tod hatte. Er war bereit, einen Aidstest zu machen, um sie zu beruhigen, obgleich er eigentlich selbst kaum Anlaß zur Besorgnis haben mußte, erklärte er ihr, wie man schwanger werden konnte und drängte sie nicht. Nach anfänglichem Zögern und der Vorstellung, die Beziehung abbrechen zu wollen, meinte sie eines Tages, das, was sie jetzt erlebe, sei wie "6 Richtige im Lotto". Sie planten einen Urlaub miteinander, er nahm eine ihm angebotene Stelle in Süddeutschland nicht an, und sie sahen sich Abend für Abend. Sie erzählte mir alles, was er ihr sagte, wie er sie anfaßte und welche Gefühle sie hatte. Sie benötigte mich dringend als Zeugin und Mutter, die sie nicht zurückhielt, sondern gewährte und erlaubte.

Sie fuhren gemeinsam in den ersten Urlaub, und sie kam schöner und jünger als früher mit strahlenden Augen zurück. Sie hatten natürlich Einzelzimmer gemietet, aber wenn sie nachts nach Hause kamen, kochten sie auf ihrem Zimmer Tee in einem Topf, den er mitgebracht hatte. Sie saß auf seinem Schoß, sie streichelten sich bis zum frühen Morgen ohne sich allerdings ganz auszuziehen. Der Vater hatte ihrer Reise mißtrauisch und ablehnend gegenübergestanden. Ähnlich wegwerfend wie er früher von mir gesprochen hatte, äußerte er sich nun über den Freund der Patientin. Er gab ihr den Rat, aufzupassen, denn selbst Kondome könnten platzen. Sie

empfand seine Einmischungen widerlich und zog sich noch mehr von ihm zurück.

Nach der Rückkehr aus dem Urlaub wurde sie krank, sie bekam hohes Fieber, hatte Magen- und Darmbeschwerden. Eines Tages rief sie mich entsetzt in Madrid an, um mir mitzuteilen, daß sie auch Darmblutungen gehabt hatte, und daß sie jetzt sterben müsse. Sie bat ihren Vater und dessen Freundin, bei sich zu übernachten und sie zu versorgen. Damit schützte sie sich vor sich selbst, vor ihrem Freund und vor mir. Meine Deutung, daß sie immer befürchtet habe, ebenso krank zu werden, wie die Mutter und daran sterben zu müssen, wenn sie eine sexuelle Beziehung eingehe, bewirkte, daß sie ihrem Vater mitteilte, sie könne sich alleine versorgen, und daß sie ihren Freund wiedertraf, den sie während der Krankheit nur wenige Male telefonisch gesprochen hatte. Die Darmerkrankung sei schrecklich gewesen. Frau X. habe gesagt: "Das, was aus dir herausgekommen ist, hat nach Verwesung gerochen."

Der nächste Angstanfall der Patientin kam sehr schnell. Sie hatte auf dem Schoß des Freundes gesessen und ihre Phantasie vom Eindringen gehabt, und nun sei sie schwanger. Sie beobachtete jeden Wassertropfen, jede Flüssigkeit argwöhnisch, denn sie könnten ihrer Meinung nach Sperma enthalten. Trotzdem trug sie sich mit Plänen, aus der elterlichen Wohnung auszuziehen, dies umso mehr, als der Vater, seitdem er von ihrer Beziehung wußte, überall in der Wohnung Schildchen angeklebt hatte, z.B.: "Bitte die Füße heben, damit der Teppich nicht verschmutzt wird."

III. Zusammenfassende Überlegungen

Um sich gegen die Gefahren zu schützen, die, wie die Patientin fürchtete, vom Vater ausgingen, machte sie sich zu Glas, steif, unbeweglich, unerregt und unerregbar. Dadurch wurde sie zum steifen Penis des Vaters, der den Tod der Mutter verursacht hatte und an dessen vermeintlicher Macht über Leben und Tod sie auf diese Weise partizipieren konnte. Da der Glaszustand für die Patientin Grenzenlosigkeit, Unsterblichkeit, Unbeweglichkeit, zugleich aber auch Leblosigkeit, Ruhe, Nichterregung und Jungfernschaft bedeutete, wurde sie in

ihrer Unlebendigkeit zur toten Mutter. Auf diese Weise war sie einerseits mächtig wie der Vater und andererseits vor Entjungferung und Schwängerung geschützt. Urszenenphantasien hatten das Erleben des Todes der Mutter auf eine sehr spezifische Weise eingefärbt. Der Penis des Vaters, der "kleine Teilchen" im Bauch der Mutter deponiert hatte, die zu ihrem Tod führten, wird als grausam und zerstörerisch phantasiert. Die Patientin glaubte sich bekanntlich zu erinnern, daß die Ärzte von kleinen Teilchen im Bauch der Mutter sprachen, die sie nicht mehr hätten entfernen können, und die nach Meinung der Patientin schließlich zum Tod der Mutter führten.

In der Behandlung entlarvte sich der Glaspenis des Vaters als Penis, der anal penetrierte und den Tod brachte, der der Patientin Angst machte und den sie, um ihn seiner Gefährlichkeit zu berauben, in Glas verwandelt hatte. Während ihrer schweren Darmerkrankung, als das, was aus ihr herauskam "nach Verwesung gerochen hatte", befreite sie sich offensichtlich vom inkorporierten Penis des Vaters, der sie einerseits vor eigener Sexualität geschützt, aber auch jede sexuelle Erlebnisfähigkeit verhindert hatte.

Der Verzicht auf eigene Sexualität brachte die Patientin nicht in Konflikte mit der Mutter, deren Strafe sie sowohl für ihre analen Phantasien fürchtete, in denen sie vom Vater beschmutzt wurde, den Schmutz in ihrem Bauch ansammelte und hortete und sich gewissermaßen die Rechte der Mutter halluzinatorisch aneignete, als auch für ihre genitalen Phantasien, nämlich vom Vater geschwängert zu werden, sich an die Stelle der Mutter zu setzen und diese zu vertreiben. So zu werden wie die Mutter, nämlich eine sexuelle Beziehung zu einem Mann zu haben, bedeutete für die Patientin in diesem Kontext unbewußt, sterben zu müssen wie diese.

Mit der Angst vor Glasteilchen auf der Wäsche und dem Körper versuchte die Patientin sich unbewußt der inzestuösen Situation zu entziehen. Sie tat so, als suche sie außen etwas, was tatsächlich innen gefürchtet wurde. Zugleich hielt sie in der Phantasie vom Inzest fest, indem sie immer wieder aufs neue nach den Spuren der väterlichen Penetration suchte. Die von der Mutter gefürchtete Vergeltung und Bestrafung übernahm die Patientin in eigener Regie, indem sie sich mit ihren Ängsten selbst behinderte und einschränkte.

Anmerkungen

- 1) Es handelt sich um eine veränderte Fassung eines Vortrags für das Symposium 'Psychoanalyse als Aufklärung - die Aufklärung der Psychoanalyse' in Marburg, 1988.
- 2) Vgl. insbesondere Chasseguet-Smirgel, J. (Hg.), 1964, Psychoanalyse der weiblichen Sexualität. Frankfurt, Suhrkamp, 1974
Torok, M. 1964, Die Bedeutung des Penisneides bei der Frau. In: Chasseguet-Smirgel, J., Psychoanalyse der weiblichen Sexualität, w.o., S.192 - 232.
- 3) Torok 1974, S. 197.

Barbara Holland-Cunz

Reform - Revolution - Wandel
Transformationsvorstellungen in der
feministischen Theorie

Seit dem Beginn der Neuen Frauenbewegung thematisieren feministische Theoretikerinnen: das Private ist politisch. Mich persönlich haben in meiner Theoriearbeit jedoch immer auch sehr stark die traditionellen Fragen von politischer Theorie und Praxis beschäftigt, sozusagen: das Öffentlich-Politische ist ...politisch. Ich orientiere mich an Fragen von Strategie, politischer Organisationsform, Zielen (Utopien!) der Praxis, dem Verhältnis von Reform und Revolution, der Bestimmung des politischen Gegners, dem Verhältnis Unterdrückter - Unterdrückte usw. - einem für *feministische* politische Theorie also ganz konservativen und gar unbeliebten Bezugsrahmen. Mich interessieren die Elemente des politischen Prozesses, der Gesellschaftsveränderung heißt, seine Bedingungen, Möglichkeiten, unsere Grenzen. Ich frage aber dabei nicht nach Vereinbarkeit von Familie und Beruf, wie gleicher Lohn durchsetzbar wäre, obwohl ich eine solche politische Arbeit teile und in vergleichbarer Richtung/Form arbeite. Ich finde es dennoch notwendig, mich und andere immer wieder damit zu konfrontieren, daß dies alles durchaus notwendige, aber keineswegs hinreichende Bedingungen für weibliche Freiheit sind.

Die feministische Theorie, vor allem aus der optimistischen Anfangszeit der Bewegung, legt uns solche Gedanken nahe. Ich habe feministische Theoriearbeiten von internationaler Bedeutung untersucht, um mir im Zusammenhang von utopischen Zielen zu erklären, wo und inwiefern die Strategien und Transformationsvorstellungen praxisrelevanter Theorie den weitgesteckten kulturevolutionären Zielen des feministischen Freiheitstraums angemessen sind.¹⁾

Es geht hier aber keineswegs um eine akademische Frage, sondern um die Betrachtung des Reflexionsrahmens unserer eigenen politischen Praxis, um die Frage, mit welchen Bildern wir feministische Politik hier und heute für die Zukunft "aufladen". Ich möchte deshalb in diesem Rahmen auch nicht methodische und auswahlspezifische Überlegungen ausbreiten, sondern behaupte einfach, daß die Auswahl an international rezipierten Theoretikerinnen, die ich im Rahmen einer akademischen Arbeit getroffen habe, eine grobe Repräsentanz feministischer Theoriebildung in der Neuen Frauenbewegung darstellt.²⁾ Nur eines: Mir kam es bei der Auswahl auf möglichst "große Entwürfe" an und auf solche, die explizit politisch-theoretische Relevanz beanspruchen. Und es kam darauf an, inwiefern die "großen Fragen" - Macht, Gewalt, Gesellschaftsveränderung - darin thematisiert wurden, thematisierbar sind.

Ich behaupte, daß zwei Stränge unsere Praxisreflexion (vor, nach, während Praxis) bestimmen: Der eine Strang ist durch erstaunliche - wirklich erstaunliche - Kontinuität von 1963 (Friedan) bis heute geprägt, ohne daß uns diese Kontinuität bewußt ist. Sein Thema: die nekrophile Welt und die feministische "Weltrettung". Der andere Strang bezeichnet - neutral gesagt - eine Entwicklung, wobei ich hier zunächst offenlasse, ob positiv oder negativ. Sein Thema ist in den drei Dimensionen des Titels enthalten: Reform - Revolution - Wandel, d.h.: die Auflösung der Revolutionsvorstellung in der feministischen Theorie. Beide Perspektiven auf die klassischen Inhalte politischer Theorie - Motiv von Veränderung und Form der Veränderung - entwickle ich auf der Grundlage der Auswertung von ca. 4000 Seiten unserer international rezipierten Theorien.³⁾ Ich behaupte, daß uns diese beschränkte Auswertung eine Meßlatte politischer Inhalte an die Hand gibt, mit der wir auch ganz aktuelle Momente/Entwicklungen feministischer Theorie und Praxis konstruktiv diskutieren und politisch einschätzen können.

Ein Wort zum Verhältnis von Theorie und Praxis: Radikales Denken ist relativ leicht, eine angemessene Praxis dagegen momentan kaum erkennbar und/oder vorstellbar. Ich halte dennoch oder gerade deshalb daran fest, daß feministische Theorie die Praxis kommentieren muß - in diesem Sinne glaube ich, ganz traditionell wiederum, an die "materielle Gewalt"

von theoretischer Reflexion, die sich aus Praxiserfahrung ergibt. Die Vermittlung von Theorie und Praxis gelingt mir persönlich eher in einem Phasenmodell, in dem Zeiten intensiver politischer Praxis mit Zeiten von kreativer Ruhe abwechseln. Wo Praxiserfahrung Themen der Theorie bestimmt hat und wo Inhalte der Theorie z.B. Kampagnen der Bewegung ausgelöst haben, ist eine noch völlig ungeklärte Frage. Dies einmal genauer zu untersuchen wäre eine praxisrelevante Aufgabe feministischer Theoriebildung.

Die inhaltliche Kontinuität des Motivpaares Nekrophilie/Weltrettung

Bereits Betty Friedan beschreibt die patriarchale Gesellschaft als krank, gewalttätig und "im Dienste des Todes" stehend.⁴⁾ Alle nachfolgend untersuchten Texte beschreiben in erstaunlich ähnlicher emphatischer Sprache die Gewaltlust, Kriegsverherrlichung, sexuelle Grausamkeit, überlebensbedrohliche Aggression, den systematischen Frauenhaß und Lebenshaß, die Selbsterstörungslust, den Totenkult, das weltbedrohende Chaos, die Lebensbedrohung ..., die das Patriarchat zu verantworten hat. Als ich diese Entdeckung machte, war ich deshalb so erstaunt, weil ich davon ausging, daß dies Thematisierungen der 80er Jahre seien, Themen von Theoretikerinnen wie Mary Daly oder Christina Thürmer-Rohr. Tatsächlich war mein Alltagsblick auf feministische Theorie falsch. Die dem Begriff Nekrophilie immanenten Themen

- männlicher Frauenhaß/Identifikation von Gewalt und Sexualität
- drohende totale Vernichtung/Dringlichkeit von Widerstand

sind die *kontinuierlichsten* Themen feministischer (politischer) Theorie! Der Haß auf alles Leben, der sich als Frauenhaß seinen wesentlichen Ausdruck verschafft, wird unmittelbar mit der Gewalt planetarer Vernichtungsdrohung korreliert. Vergewaltigung ist das gesellschaftliche Modell, das auch die Analyse "der Welt" strukturiert.

Im direkten Zusammenhang des Motivs "Vernichtungsdrohung" steht dabei das Motiv "Dringlichkeit von Widerstand", der sich als weiblicher Lebenswillen artikuliert. Ausgehend von der analytisch bestimmten Totalität der nekrophilen Realität glauben die feministischen Theoretikerinnen nur mittelbar an pri-

vates Überleben-Können in einer lebenszerstörenden Realität, selbst wenn sie zunächst persönliches Überleben motivisch thematisieren und einklagen. Das Überleben-Wollen dient demnach in erster Linie als Movens gesellschaftlichen Veränderungswillens - gestärkt durch das selbstbewußte Wissen um die sozial weiblichen Überlebensfähigkeiten, die im patriarchalen "Sklavendasein" trainiert werden mußten. Damit frau als Individuum überleben kann, muß die Welt nun - so die Theorie - als Ganzes der tödlichen patriarchalen Macht entrissen werden. Geschichtlich neu für die unterdrückte Frau meint Überleben nicht länger Demut und Geduld, sondern Lebendigwerden in lebensfreundlichen gesellschaftlichen Bedingungen. Duldsamkeit bewahrt beim bedrohlichen Zustand der Welt nicht (mehr) vor dem individuellen Tod - falls dies jemals der Fall war ... Nur die "Rettung der Welt" verspricht noch Hoffnung auf privates (glückliches) Überleben.

Einige Beispiele aus den Texten:

"Vielleicht ist der Zustand unserer Gesellschaft so hoffnungslos und so offensichtlich geworden, daß Frauen sie nicht länger den anderen überlassen können." "Der ewige Eros ist heute in den Fängen der sadomasochistischen Symbiose gefangen, und wenn wir ihn befreien und die Welt retten wollen, müssen wir die Kette zerbrechen."⁵⁾

"...daß der Feminismus Ausdruck der Krise der ganzen Menschheit, Ausdruck ihrer Häutung ist; Feminismus, das ist die Welt, die sich von Grund auf ändern will. Und mehr noch: es bleibt keine Wahl. Wenn die Welt sich dieser Neuordnung (Mutation) verweigert, die über jede Revolution hinausgeht, ... so ist sie zum Tode verurteilt." ..."Es ist dringend notwendig, immer wieder zu betonen, daß dieses in konvulsivischer Agonie liegende System den ganzen Planeten und die menschliche Art zum Tode verurteilt, wenn der Feminismus nicht die Frau und damit die ganze Menschheit rettet..."⁶⁾

"In Wahrheit ist Feminismus jedoch viel mehr - eine für Männer wie für Frauen gleichermaßen wichtige und unwälzende Vision, die für das Fortbestehen von Leben auf diesem Planeten entscheidend ist."⁷⁾

Wiederum ausgehend von der Situation der Frau im nekrophilen Patriarchat betonen die meisten Theoretikerinnen - über einen Zeitraum von zwanzig Jahren -, daß mit der Befreiung der Frau eine *grundsätzliche* Befreiung/Heilung/Rettung der

Welt einhergehen wird. Da die frauenfeindlichen Strukturen des Patriarchats das Modell für alle anderen unterdrückenden/zerstörenden gesellschaftlichen Konstellationen abgeben, besitzt diese Argumentation eine folgerichtige Logik. Die "Rettung der Welt" impliziert sowohl die Heilung der Natur als auch die Befreiung des Mannes aus der Geschlechterpolarisierung. Das Gros der Quellentexte hat ein erstaunlich konsistentes politisches Selbstbewußtsein, das aus der Analyse gewonnen sein will. Die Frau und ihre politische Bewegung, so die radikalfeministische Theorie, besitzen in heutiger gesellschaftlicher Situation den Schlüssel für eine positive Wandlung der Welt. Feminismus wird aus solcher Perspektive zu dem inneren ungewußten Bedürfnis der Welt selbst, das noch durch die Frau zu sich kommen muß. Die Welt, Menschheit und Natur umschließend, weiß nur noch nicht, daß die Retterin schon bereitsteht (insbesondere Eaubonne betont dies sehr emphatisch).

Die feministische Errettung der Welt, *dieses geradezu beschwörend magische Motiv*, besitzt zahlreiche inhaltliche Facetten von sehr unterschiedlichem Wert:

- die Facette Anmaßung: sozial unweiblich reklamiert die Frau(enbewegung) für sich einen zentralen Platz in gesellschaftlichem Wandel

- die Facette Mütterlichkeit: in sozial typisch weiblicher Sorge um das Wohl anderer geht die Motivierung zum politischen Handeln nicht (nur) von den eigenen Bedürfnissen aus

- die Facette Legitimation: in sozial weiblicher Unsicherheit muß die politische Bewegung zur Befreiung der Frau vor sich und vor anderen Rechtfertigungen für ihr zielgerichtetes Wollen finden, die über ihre eigene Situation hinausweisen

- die Facette Dogmatismus: sozial unweiblich wird politischem Pragmatismus und der Notwendigkeit (auch reformistischen) Handelns ein heroisches Motiv unterlegt, das die Tragweite der eigenen Ziele verdeutlichen soll

- die Facette Mut/Zorn: sozial unweiblich transzendiert die Bewegung ihre politischen Ziele zum Konzept einer besseren Gesellschaft - Unterdrückung als allzubekanntes Leid für immer beenden wollend

- die Facette Klarheit: in richtiger, analytisch erarbeiteter Perspektive erkennt die Bewegung, daß nur sie allein die Unterdrückung der Frau politisch thematisiert und die inhaltlichen Verbindungen zwischen nekrophiler Realität und eigener schmerzlicher Situation knüpfen kann. Keine andere gesell-

schaftliche Bewegung wird ihr diese Aufgabe abnehmen.

Die Facetten Anmaßung/Zorn/Klarheit dürfen für sich beanspruchen, politisch sinnvolle, das Handeln langfristig motivierende Aspekte des Motivs Weltrettung zu sein, konstatieren sie doch zu Recht die Vermitteltheit der gesamt-gesellschaftlichen Struktur mit der Unterwerfung der Frau und gehen sie ebenfalls zu Recht davon aus, daß die Veränderung der eigenen Situation der stärkste Antrieb für politisches Handeln ist ... auch für solches, das über sich selbst (welt)weit hinausweist. Längerfristig demotivierend erscheinen mir dagegen die Aspekte Mütterlichkeit/Legitimation/Dogmatismus, lassen sie doch eine Handlungsmotivierung erkennen, die nicht aus eigenen Bedürfnissen und Interessen schöpft, sondern Anstöße von außen und stilisierende Ideologisierungen braucht.

Dieser Umstand wirft einiges Licht auf die politische Unsicherheit der feministischen Bewegung im Hinblick auf die eigene - wie gesehen: zwiespältig legitimierte - Position im Prozeß gesellschaftlicher Transformation. Unter der augenfälligen Einheitlichkeit des feministischen Selbstbewußtseins schimmert immer wieder hervor, daß auf bewegungs-externe Aspekte rekuriert werden muß, um die eigene Politik vor sich selbst ernstnehmen zu können. So unisono die Bedeutung der eigenen Rolle selbstbewußt proklamiert wird, so ambivalent wird sie gerechtfertigt. In seinen unterschwelligen Klängen signalisiert deshalb das Weltrettungsmotiv, daß die *Eigen*-Motivierung für Widerstand nicht ausreicht ... sie muß zumindest durch Heroisierung gestützt werden, den Status als Unterwerfene transzendierend in eine neue politische Macht (in DIE politische Macht) wider die schlechte Realität. Aber selbst hier könnte noch eingewendet werden: diese Macht-Aneignung bleibt befangen in patriarchaler Weiblichkeit, läßt sie sich doch erneut von äußeren Umständen das Handeln diktieren. War die Frau bislang zwangsweise ausgeschlossen aus den nekrophilen Machtzentren und erschien damit fälschlich als Unschuldige, so diktiert ihr nun die "historische Notwendigkeit" die Rolle der Unschuldigen in Gestalt der Retterin. In beiden Situationen braucht sie sich kaum frei zu entscheiden; Unterwerfung und Überlebenswillen bezeichnen in diesem Sinne psychologische Mächte, denen sie sich ergibt.

Bei aller Kritik am Motiv Weltrettung muß dennoch klar gesehen werden, daß die feministische Analyse - repräsentiert im Motiv Nekrophilie - in vielfältiger Hinsicht den Zustand der Welt adäquat beschreibt und folglich zu Recht *globale*/historische Schritte zur gesellschaftlichen Veränderung einklagt. Angesichts des analytisch bestimmten Ausmaßes der Lebensvernichtung kommt dem Weltrettungsmotiv die Funktion zu, die eigene Kompetenz/Verantwortung aufzuzeigen und politischen Mut beschwörend für sich selbst einzuklagen. Globale, richtungsweisende Macht muß die Frauenbewegung tatsächlich erlangen wollen, wollte sie auch "nur" die Befreiung der Frau.

Noch einmal: Das kontinuierliche Motivpaar "Nekrophilie des Patriarchats - feministische Weltrettung" ist ambivalent: Es bezeichnet zu Recht eine neue historische Qualität der Auseinandersetzung und bezeichnet zu Recht Gefahr und notwendigen Widerstand in globaler Perspektive; die Emphase des heroischen Motivs Weltrettung jedoch ist allzuleicht als ein aktuelles "am weiblichen Wesen soll die Welt genesen" im Sinne der New-Age-Literatur ideologisch ausbeutbar oder instrumentalisierbar. Die sozialpsychologische Funktion des Weltrettungsmotivs ist jedoch nicht zu unterschätzen: Hoffnung, Motivation zum Handeln, Transzendierung des weiblichen Status, Heroisierung der banalen feministischen Alltagspolitik. Angesichts der miserablen Weltlage muß frau sich selbst Mut machen.

Die Brüche in den Vorstellungen zum Transformationsprozeß

In ihren ganz konkreten Strategievorstellungen war die feministische Theorie seit Anfang der 60er Jahre eher phantasieelos und ist es bis heute geblieben (Ausnahme: Ti-Grace Atkinson⁹⁾; die Theoretikerinnen können die Phantasie der Praxis nicht einholen oder bleiben mit Vorschlägen bewußt zurückhaltend (Robin Morgan: "Du wirst deine eigenen Strategien finden, deine eigenen Lösungen erfinden. Sagt ein selbständiges Teilchen dem anderen, was es zu tun hat?")⁹⁾. Eine ausführliche Diskussion über sinnvolle oder abzulehnende feministische Strategien hat es deshalb auf dieser Ebene - leider - nur selten gegeben.

Die Vorschläge bleiben auf dem Niveau von: Abschaffung der Kleinfamilie, Verweigerung der Ehe, Verweigerung der Hausar-

beit, Entlastung von sozialer Mutterschaft, Aktionsbündnisse mit anderen FeindInnen des Systems, Aufklärungsarbeit, Separatismus dies die immer wiederkehrenden Vorstellungen, denen es allerdings an Konkretisierung mangelt. *Ein* positives Moment wird aus ihnen jedoch ersichtlich:

Betrachtet man/frau die *inhaltlichen* Schwerpunkte feministischer Strategie, so dokumentiert sich als Ausgangspunkt der Politik der weibliche Lebenszusammenhang im Patriarchat ... feministische Strategie setzt folglich im Kleinen, im "Privaten" an. Sie richtet sich sowohl gegen den personifizierbaren, den "privaten" Mann als auch gegen die Institutionen Familie, Ehe, soziale Mutterschaft, Zwangsheterosexualität. "Revolutions-theoretisch" richtig knüpft die Theorie in ihrer "Strategiediskussion" an der (eigenen) Situation der unterdrückten Gruppe an: für die Frau also im privaten Lebenszusammenhang, der weiblichen Normalbiographie und Arbeit, den biologischen Voraussetzungen.

In dem Willen, durch unmittelbare Veränderung des sozial weiblichen Alltags die persönlichen Bedingungen allgemein und im Hinblick auf Zeit/Raum/Energie für Politik umzugestalten, erwecken die Vorschläge auf den ersten Blick den Eindruck von Individualismus. In traditioneller Diktion entlarvt sich dies deshalb bestenfalls als reformistisch. Doch die politische Situation der Frau als gesellschaftliche Gruppe ist durch Atomisierung und persönliche Bindung an die Unterdrücker gekennzeichnet. Der Versuch, diese "revolutionstheoretisch" äußerst ungünstige/unglückliche Lage zu verändern, muß deshalb als konsequenter erster Schritt auf dem Weg zur gesamtgesellschaftlichen Revolutionierung gesehen werden. Die Frau muß sich erst einmal als unterdrückte "Klasse" erkennen, muß sich sodann die persönlichen Voraussetzungen für politisches Engagement schaffen - beginnend bei so banalen Tatsachen wie der Möglichkeit, abends alleine auszugehen, einen Babysitter bezahlen zu können oder zwischen Waschmaschine und Kochherd noch Zeit für die Lektüre der Tageszeitung erübrigen zu wollen ... Daß das heroische Motiv Revolution solch geradezu absurde Banalitäten zu seiner Bedingung haben könnte, brauchte und wollte noch kein Revolutionstheoretiker und kein politischer Aktivist bislang erkennen. Wie bei allem, das feministisch in den vergangenen zwei Jahrzehnten theoretisch problematisiert und angegangen wurde, entlarvt sich

auch beim Revolutionskonzept der absolut triviale Alltag und entmystifiziert chauvinistisches Heldentum. Daß die Retterin der Welt erst nach dem Gute-Nacht-Kuß für ihre Kinder zu ihrer historischen Mission aufbrechen kann - und daß die Theorie sich dessen vollkommen bewußt ist - entmystifiziert ebenfalls ihren eigenen Heroismus. Dessen Funktion als Symbol für Mut und Stärke, für Hoffnung und Durchhaltevermögen in den Niederungen des weiblichen Alltags erweist sich um so deutlicher; die Emphase im Weltrettungsmotiv entsteht auch aus dem Bedürfnis nach Trost!

Die patriarchalen Machtzentren, gegen die die Frau als Einzelne und als unterworfenen Mehrheit revoltieren muß, liegen in ihrem ureigensten privaten Arbeitsbereich als Institutionen Kleinfamilie, Ehe, Mutterschaft. Die Transformation des weiblichen Lebenszusammenhangs stellt sich in diesem Sinne zugleich als erster reformistischer Schritt hin zu bewußter Organisierung *und* als potentiell revolutionäres Ziel dar. Reform zur Wegbereitung der Revolution und revolutionäres Ziel überschneiden sich hier. Die Frau muß privat überleben, um die politische Organisierung des globalen Überlebens angehen zu können. Reformen sichern ihr einen Handlungsspielraum, begrenzen die Gewalttätigkeit alltäglichen Zugriffs/Übergriffs auf ihre persönliche/politische Autonomie. Traditionelle Revolutionstheorie dagegen setzt die unterdrückte und beleidigte Klasse per kategorialer Definition als handelndes Subjekt. Eine ökonomisch und sozial atomisierte und emotional gebundene Mehrheit kann dies ohne vorangehende Veränderung ihrer "Klassenlage" niemals werden oder sein. Indem die radikalfeministische Theorie den weiblichen Alltag strategisch politisiert, unternimmt sie begrifflich den notwendigen ersten Schritt hin auf eine gesellschaftliche Revolutionierung. Die feministische Theorie hat, Frau möchte fast sagen typisch weiblich, zu Pragmatismus=Reformismus ein durchaus positives und undogmatisches Verhältnis. "Die Forderungen der Frauen wurden schon immer als Reformen ausgegeben; ob sie das sind oder nicht..."¹⁰, sagt Juliet Mitchell.

Die erkennbare Unmöglichkeit, zwischen Ziel und Weg strategisch säuberlich zu trennen, Reformierung und Revolutionierung deutlichst zu unterscheiden, erwies sich in traditioneller Begrifflichkeit als theoretisches Dilemma und brächte ihren Vertretern wahrscheinlich den Vorwurf des Revisionismus ein.

Im (sozial weiblichen) Pragmatismus feministischer Politik erscheint solche Verschwommenheit dagegen als eindeutige Chance: für eine feministische Neubestimmung des Wechselverhältnisses zwischen Reform und Revolution; für einen an weiblicher Produktion orientierten "Klassen"-Begriff; für die sofortige notwendige Aktivierung des Widerstandes; für die Schaffung von längerfristig gültigen und politisch verteidigbaren Voraussetzungen des politischen Kampfes. Theoretische und praktische Dogmatik führt zum jetzigen historischen Zeitpunkt und unter den gegebenen Machtverhältnissen niemals zum feministischen Ziel. Die "revolutionstheoretische" Lage der Frauen erfordert zunächst eine reformistische Strategie, deren Verbundenheit mit dem langfristigen kulturevolutionären Ziel theoretisch noch nicht geklärt ist. Eines aber: Die (beginnende) *Verwirklichung der Abschaffung* von patriarchalen Institutionen (Familie/Ehe/soziale Mutterschaft/Zwangsheterosexualität) käme tatsächlich der Hinwendung zu gesellschaftlicher Revolutionierung der wesentlichen patriarchalen Systemstrukturen nahe. Eine Gefahr existiert dabei allerdings unübersehbar: auf dem Weg der Reformierung des feministisch politisierten Alltags könnte der revolutionäre Impetus in der Politik verlorengehen. Integration zu verbesserten Bedingungen (im Sinne der Überlegungen Friedans) hieße sodann das Ergebnis.

So richtig für sich der Ansatzpunkt bei der reformistischen Verbesserung des weiblichen Lebenszusammenhangs liegt, so problematisch wird eine solche Perspektive, wenn wir in den Blick nehmen, wie sich die revolutionäre Emphase der frühen Theorie sukzessive aus berechtigten und aus unberechtigten Gründen aufgelöst hat: von der Kulturrevolution zum Wandel/zur "Metapolitik". Bei der Begriffsgeschichte des Revolutionsbegriffs lassen sich folgende Etappen ausmachen, die an jedem Text der Frauenbewegung nachprüfbar sind:

- Ein extensiver Gebrauch des Begriffs Revolution, der zudem von theoretischer Selbstverständlichkeit geprägt ist, findet sich nur in der frühen Theorie (ohne Friedan, deren Gleichsetzung von Bewegung und Revolution vollkommen verschwommen ist); insbesondere Millett, Firestone, Johnston und bedingt Atkinson arbeiten ohne Berührungängste mit dem Revolutionsbegriff. Nach Atkinson (1974) tritt der Begriff deutlich in den Hintergrund.

- Dieses Phänomen begleiten zwei Aspekte: Vielleicht auch durch die Ergebnisse der sich entwickelnden historischen Frauenforschung wird der Revolutionsbegriff zusehends mit seiner bisherigen praktischen *Realisation* identifiziert und deshalb als frauenfeindlich/sexistisch abgelehnt. Damit einher geht das selbstbewußte Wissen, daß eine feministische Revolution über alle bisherigen Revolutionen hinausgehen muß und wird (Nähe zum Weltrettungsmotiv!). Des weiteren geht ein allmählich sich verändernder Begriffsgebrauch damit einher: war theoretisch bislang - wenn überhaupt - die "Kulturrevolution" der den qualitativen Unterschied benennende Terminus, so werden ab nun immer häufiger Adjektive und Umschreibungen dem Begriff Revolution hinzugefügt: z.B. wirkliche oder konsensuelle Revolution an Stelle des ursprünglichen "feministisch". Eaubonnes Fassung der "Revolution als Mutation" bezeichnet 1974 den Umschlagpunkt in der Begriffshistorie.

- Bestimmte spezifische Inhalte treten sodann in den Vordergrund: die Revolution/Mutation darf nur gewaltlos vonstatten gehen, sonst reproduziert sie alle chauvinistischen Revolutionen; klang zunächst an, daß patriarchale Institutionen zerstört werden müssen, so steht gewaltsame Destruktion immer seltener zur Debatte; Kampf erscheint als theatralisches sexistisches Heldentum und einer "wirklichen" Veränderung nicht adäquat (prototypisch: Audre Lorde); Selbstveränderung der Einzelnen wird zusehends zum einzigen Aspekt, der realisiert werden kann/soll, avanciert zum Ersatz gesellschaftlicher Veränderung; der berechtigten Revolutions-Kritik wird immer seltener ein eigener Revolutionsbegriff entgegengesetzt.

- Der Evolutionsbegriff, erstmals bei Robin Morgan¹¹⁾ als Konkretisierung der Revolutionsvorstellung angesprochen, gewinnt dagegen jetzt zunehmend an theoretischer Bedeutung (trotz gleichzeitiger Reformismuskritik wie etwa bei Mary Daly); seine Konnotationen sind spiritualistisch geprägt und markieren, wenn sie nicht zu einer allgemein-menschlich-seelisch-machenden Harmonie führen sollen, eine isolationistische/illusionistische Abgrenzung von patriarchaler Realität: Frauen als die andere/bessere Spezies.

Im Überblick: Die durchgängigen Motive Revolutionskritik und Veränderungshoffnung werden überlagert von einer pessimistischen Einschätzung der Weltlage, die sich motivisch im

Weltrettungsgedanken Ausdruck verschafft. Dadurch erhält der zunächst optimistisch formulierte Revolutionsbegriff - entstanden aus einer optimistischen politischen Situation - im Verlaufe der Siebziger Jahre inhaltliche Komponenten, die in allererster Linie Trost vermitteln sollen/können. Der pantheistische Unterton des zum Evolutionsbegriff verkommenen Revolutionierungskonzeptes spiegelt die feministische Hilflosigkeit angesichts der nekrophilen Wirklichkeit. Insofern bleibt das Weltrettungsmotiv als solches bestehen, seine politischen/strategischen Konsequenzen jedoch lösen sich zusehends in Beliebigkeit und widersprüchliche Formen des Rückzugs von der Politik (Religion oder Separatismus) auf. Sozial weibliche Entscheidungsunfähigkeit dominiert immer stärker die Debatte um die Formen der notwendigen Veränderung. Nicht nur der Revolutionsbegriff, sondern auch die strategische Diskussion fällt ab Mitte der Siebziger Jahre der Berührungsangst endgültig anheim.

Die Begriffe Metapolitik (Morgan, 1982) und Meta-Ethik (Daly, 1978) kündigen ein Politikverständnis an, das die traditionelle Institutionen-Kritik und die in der frühen Theorie geführten Angriffe gegen Systemstrukturen tendenziell verläßt. Gerade Mary Daly entdeckt - vergleichbar mit der den Wandel herbeirendenden New-Age-Literatur - insbesondere im lesbisch-feministischen Alltag überall Spuren eines grundlegenden Wandels. Das schmutzige Geschäft der Politik hinter sich lassend, vergißt/verdrängt diese Theorierichtung, daß eine Veränderung der Welt *erst politisch durchgesetzt werden muß*.

Die Transformation (Transzendierung) der Politik findet demnach nur auf der einen Seite der sich gegenüber-stehenden Gegner statt. Die Frauenbewegung/derzeitige feministische Theorie berücksichtigt nicht, daß die durch Zerstörung immer dringlicher werdende gesellschaftliche Notwehr der Beherrschten vermutlich zu einer Eskalation der Gewalt von seiten der Herrschenden führen wird und daß die zu erwartende Schärfe des Konflikts alle Beteiligten auf die uralten Formen politischen Kampfes zurückwerfen könnte. Gerade das Motiv Nekrophilie impliziert dies unzweifelhaft.

In diesem Zusammenhang ist das Verhältnis der feministischen Theorie zur Gewaltfrage zu thematisieren. Außer bei Solanas¹²⁾ werden Subversion und Gewalt als politische Mittel

nicht (positiv) in Betracht gezogen. Dennoch war den Theoretikerinnen anfangs durchaus bewußt, daß die patriarchalen Unterdrücker nicht freiwillig abdanken, daß SIE uns nicht befreien werden. Der Tabuisierung und Ignorierung der Gewaltfrage als einer *politischen* Frage steht aber die Brandmarkung des politischen Gegners als lebensbedrohlich - als nekrophil - widersprüchlich gegenüber. Gewalt wird als Mittel des Gegners abgelehnt; es wird jedoch nicht problematisiert, *wie* auf die Gewalt des Gegners adäquat zu reagieren sei. Auf gesellschaftliche Krisensituationen ist die Frauenbewegung nicht vorbereitet. Aber eines ist politisch-theoretisch eindeutig: Die Orientierung der strategischen Mittel am ersehnten freiheitlichen Ziel wird *immer* im Widerspruch zu politischen Notwehrsituationen stehen; davon müssen auch wir illusionslos ausgehen. Ich plädiere hier nicht für politische Gewalt, ich plädiere für eine Debatte über die Konsequenzen gesellschaftlich lebensbedrohlicher Situationen. In der Eskalation von Natur-Zerstörung etwa liegt politischer Sprengstoff, denn langfristig legitimiert sie zusehends die persönliche und politische Selbstverteidigung, macht Widerstand zur Überlebensarbeit. In einer Abwägung zwischen dem Gebot der Unverletzlichkeit des Lebens und der gebotenen Verteidigung des Lebens gegen seine Verletzungen könnte sich ein Verständnis politischer Moral entwickeln, welches Legitimität von Zerstörung gegen staatlich verwaltete Zerstörung setzt. Wann eine solche Frage auf die Bewegung zukommen wird, unter welchen Bedingungen sich feministische Politik radikal von reformistischen Strategien abwenden und gesellschaftlicher Revolutionierung im klassischen Sinne zuwenden muß, bleibt vorerst offen.

Der Begriff Revolution erinnert vorerst jedoch schmerzlich daran, daß noch niemals in der bis heute verzeichneten Geschichte der Menschheit die jeweils Herrschenden freiwillig auf ihre Macht und ihr Gewaltmonopol verzichtet haben; der politische Gegner "Patriarchat" wird nicht von sich aus die Utopie proklamieren; Gewalt ist im Veränderungsprozeß als Möglichkeit impliziert, die es mit allen erdenklichen taktischen und strategischen Mitteln solange zu verhindern gilt, bis das eigene persönliche und politische Über/Leben durch Angriffe akut gefährdet ist.

Politische Stärke durch eine "Massenbewegung" statt durch Gewalt, Überzeugungsarbeit durch stetige reformistische Ver-

besserung des weiblichen Lebens, Verbreiterung der eigenen strategischen Möglichkeiten durch Bündnisse mit anderen GegnerInnen des Systems können als antizipatorische Wege einer möglichst friedlichen Überwindung des Patriarchats bezeichnet werden. Dennoch: die Vorstellung eines Umbruchs und der Eskalation der Konfrontation zwischen patriarchaler und anti-patriarchaler Macht muß von schönen Illusionen befreit werden. Die Revolutionierung des Patriarchats, die die feministische Bewegung noch immer anstrebt, ist ein erschreckender und zu Recht Angst und Abwehr erzeugender gesellschaftlicher Prozeß. Weder Heroismus im Sinne des beschwörenden Weltrettungsmotivs noch Sanftheit von der Art eines metapolitischen Wandeldenkens dürfen als realistische Bilder gesellschaftlicher Transformation angesehen werden; angesichts des evidenten Elends gesellschaftlicher Revolutionsprozesse wirkt jede Ideologisierung der einen oder anderen Provenienz als Zynismus.

Abschließende Überlegungen

Bei Betrachtung der Ergebnisse, bei ihrer Anwendung als Orientierungspunkte für die Einschätzung des momentanen Standes feministischer Theorie und Praxis, wird - so meine ich - ihre Brauchbarkeit hinreichend deutlich.

- Vieles, was wir als theoretisch neu diskutieren, erweist sich allenfalls als Konkretisierung bereits bezeichneter Probleme: Z.B. Christina Thürmer-Rohr¹³⁾ formuliert die bereits vorhandene Einsicht von der Gebundenheit der Frau an die "Klasse" ihrer Unterdrücker aus; z.B. die PorNo-Kampagne wiederholt die Einsichten Kate Milletts; z.B. die "Bielefelderinnen"¹⁴⁾ greifen den ursprünglichen internationalistischen Denkmaßstab der frühen Theorie auf.

- Aktuelle Formen des Motivpaares "nekrophiles Patriarchat - weltrettende Rolle des Feminismus": das Motivpaar rückte im Laufe der 70er Jahre immer stärker ins Zentrum feministisch-politischer Reflexion und differenzierte sich als "Öko-Feminismus" aus. Zwei Elemente werden mit Bezug auf die Praxis unter anderem hier diskutiert: 1. Veränderungshoffnung im Sinne der metapolitischen Wandel-Vorstellungen: Ein Nicht-mehr-Mitmachen wird die Welt weiterbringen (z.B. Daly, Thürmer-Rohr); 2. Veränderungshoffnung im Sinne des dualistischen

Ansatzes (Klinger)¹⁵⁾: Weiblichkeit und Mütterlichkeit als heilende Komponenten im gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozeß, als kritische Instanzen gegen die Technokratie.

- Wenn die Hoffnung auf Gesellschaftsveränderung sich in Konzepten von quasi-automatischem Wandel statt kulturrevolutionierender Politik ihren Ausdruck verschafft, wird auch der hier positiv eingeschätzte "reformistische Ausgangspunkt" feministischer Praxis - Politisierung und Reformierung des weiblichen Lebenszusammenhangs - problematisch. Der feministische Bezug auf die Institutionen (als Frauenforschung, als Parteipolitik etc.) wird affirmativ, d.h. im schlechten Sinne "reformistisch" und läßt sich mit der ökologischen Eskalation der Weltlage nicht mehr logisch vermitteln. Wir können meiner Ansicht nach hier und heute ein Auseinanderdriften, eine schlechte Polarisierung der feministischen Diskussion beobachten: *Die Analyse der Weltlage wird zugespitzt, die Praxis wird politisch entschärft.* Feministische Politik, wie wir sie treiben, ist gesellschaftsfähig = patriarchatsfähig geworden.

Mich erfüllt die Polarisierung "dramatische Weltlage versus Quotenforderungen" mit echter Sorge für unsere Politik in den nächsten Jahren. Ich weiß keinen Ausweg - außer der Diskussion darüber! Ich halte das Motiv "Dringlichkeit von Widerstand" für zentral. Ich halte unsere Konzepte von Wandel-Automatik durch Aussteigen oder Mütterlichwerden für politisch gefährlich. Wir müssen wieder *längerfristig* politisch denken; wir können nicht die kurzfristigen Strategien, die zu Recht reformorientiert sind, einfach neben einer radikalen Utopie stehenlassen. - Uns fehlt die "mittelfristige" politische Diskussion. Wir thematisieren "Überleben" immer noch als individuelle Kategorie und nicht als POLITISCHE. Christa Wolfs Kassandra sagt: "Wann Krieg beginnt, das kann man wissen, aber wann beginnt der Vorkrieg."¹⁶⁾ Wenn wir die Eskalation der Gewalt gegen die Natur und gegen Frauen erkennen, dann MÜSSEN wir für unsere eigene Politik wissen: "Wann beginnt der Vorkrieg?"

Anmerkungen

- 1) Ich referiere hier einige Ergebnisse aus: Barbara Holland-Cunz: Utopien der Neuen Frauenbewegung. Gesellschaftsentwürfe im Kontext feministischer Theorie und Praxis, Meitingen: Corian 1988, Kapitel 3: Strategie, Revolution und Utopie in der Theorie der Neuen Frauenbewegung, S. 78ff.
- 2) Zu den methodischen und auswahlspezifischen Überlegungen vgl. ausführlich: Holland-Cunz, Utopien, 1988, a.a.O., S. 78-87, hier wird die Auswahl der theoretischen Quellentexte begründet. Zur Methodik der Motivextrapolation und Idealtypisierung vgl. auch: Holland-Cunz, Utopien, 1988, a.a.O., S. 20ff.
- 3) Es handelt sich primär um folgende Titel, die die Grundlage der Überlagerungen bilden; sie sind chronologisch (Erscheinungsjahr des Originals) geordnet:
 - Betty Friedan: Der Weiblichkeitswahn oder Die Selbstbefreiung der Frau. Ein Emanzipationskonzept (The Feminine Mystique, 1963), Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1970/1984
 - Valerie Solanas: Manifest der Gesellschaft zur Vernichtung der Männer (SCUM Manifesto, Society for Cutting up Men, 1968), Berlin/Schlechtenweg: März 1982 (5. Aufl.)
 - Kate Millett: Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft (Sexual Politics, 1969/1970), München: dtv 1977 (2. Aufl.) (erstes Copyright der deutschen Ausgabe 1971)
 - Shulamith Firestone: Frauenbefreiung und sexuelle Revolution (The Dialectic of sex, 1970), Frankfurt/Main: Fischer 1975
 - Germaine Greer: Der weibliche Eunuch. Aufruf zur Befreiung der Frau (The Female Eunuch, 1970), Frankfurt/Main: Fischer 1974
 - (Robin Morgan (Hrsg.)): Women's liberation: Frauen gemeinsam sind stark! Texte und Materialien aus der neuen amerikanischen Frauenbewegung (hrsg. für die BRD von Barbara Becker u.a.), Frankfurt/Main: Roter Stern 1977 (3. VERÄNDERTE Aufl.) (Originaltitel: Robin Morgan (Ed.): Sisterhood is powerful: An Anthology of Writings from the Women's Liberation Movement, New York 1970)

- Juliet Mitchell: Frauenbewegung - Frauenbefreiung (Woman's Estate, 1966/1970/1971), Frankfurt/Main/Berlin/Wien: Ullstein 1981
 - Jill Johnston: Lesben Nation. Die feministische Lösung (Lesbian Nation, 1973 (1970-1973)), Berlin: Amazonen 1977 (2. Aufl.)
 - Ti-Grace Atkinson: Amazonen Odyssee (USA: 1974), München: Frauenoffensive 1978 (Zusammenstellung ihrer Arbeiten aus den Jahren 1967-1972)
 - Françoise d'Eaubonne: Feminismus oder Tod. Thesen zur Ökologiedebatte (Le Feminisme ou la mort, 1974), München: Frauenoffensive 1981 (4. Aufl.)
 - Adrienne Rich: Von Frauen geboren. Mutterschaft als Erfahrung und Institution (Of Woman Born, 1976), München: Frauenoffensive 1979
 - Mary Daly: Gyn/Ökologie. Eine Meta-Ethik des radikalen Feminismus (Gyn/Ecology, 1978), München: Frauenoffensive 1981
 - Robin Morgan: Anatomie der Freiheit. Feminismus, Physik und Weltpolitik (The Anatomy of Freedom, 1982), München: Frauenoffensive 1985
 - Dagmar Schultz (Hrsg.): Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Adrienne Rich und Audre Lorde, Berlin: sub rosa 1983 (da von Lorde im Deutschen außer Gedichten noch nichts erschienen ist, mußte auf diesen Titel, der kein amerikanisches Original hat, zurückgegriffen werden)
 - Mary Daly: Reine Lust. Elemental-feministische Philosophie (Pure Lust, 1984), München: Frauenoffensive 1986
 - Sister Outsider. Essays and Speeches by Audre Lorde, Trumansbury, N.W.: The Crossing Press 1984 (für Lorde gilt wiederum: aufgrund ihres Einflusses auf die Bewegung muß wegen schlechter Literaturlage auf weniger bekannte Zusammenstellungen ihrer sehr bekannten Texte zurückgegriffen werden; die Reden und Aufsätze dieses Bandes stammen aus den Jahren 1974-1984: da Lorde's Position jedoch inhaltlich konsistent ist, kann bei der Chronologisierung der Quellentexte von dem tatsächlichen Erscheinungsdatum der Anthologie ausgegangen werden, die zeitliche Einordnung wird dadurch nicht gestört).
- 4) Friedan, Weiblichkeitswahn, a.a.O., S. 152, 222, 280
 - 5) Greer, Eunuch, a.a.O., S.13 und S.92
 - 6) Eaubonne, Feminismus oder Tod, a.a.O., S.6

- 7) Morgan, Anatomie der Freiheit, a.a.O., S. 11
- 8) Atkinson, Amazonen Odyssee, a.a.O., ist meines Erachtens dasjenige theoretische Werk der Neuen Frauenbewegung, in dem die meisten Strategievorschläge versammelt sind
- 9) Morgan, Anatomie der Freiheit, a.a.O., S. 374
- 10) Mitchell, Frauenbewegung - Frauenbefreiung, a.a.O., S. 68
- 11) Morgan, Anatomie der Freiheit, a.a.O.; Morgan verwendet andererseits den Revolutionsbegriff wieder gelassener
- 12) Solanas, Manifest, a.a.O.; zu verweisen wäre der Genauigkeit halber noch auf einen Text in: Women's liberation: Frauen gemeinsam sind stark, a.a.O.: Susan Saxe: Erklärung zur Anklage, S. 145ff.
- 13) vgl. Christina Thürmer-Rohr: Vagabundinnen. Feministische Essays, Berlin: Orlanda 1987
- 14) vgl. u.a.: Claudia von Werlhof/Maria Mies/Veronika Bennholdt-Thomsen: Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1983
- 15) zur Darstellung und Interpretation des dualistischen Ansatzes vgl.: Cornelia Klinger: Déjà-vu oder die Frage nach den Emanzipationsstrategien im Vergleich zwischen der ersten und zweiten Frauenbewegung, in: Kommune 12/1986 (4.Jg.), S. 57ff.
- 16) Christa Wolf: Cassandra. Erzählung und Poetik-Vorlesungen, Frankfurt/Main u.a.: Büchergilde Gutenberg (Lizenzausgabe) 1985, S. 86

Gisela Wülffing

In der Wildnis der Differenz - ohne gesichertes Hinterland

"In der Wildnis der Differenz - ohne gesichertes Hinterland" - das klingt nach romantischer Verlassenheit, nachhaltiger Beschwerde. Aber es klingt auch nach Verlockung und Wagemut. Das Thema, mit dem ich mich beschäftige, scheint aber eher trocken.

Es geht um die Frage, wie es in einer quotierten Gesellschaftsordnung weitergeht und inwiefern Feminismus als Gütesiegel für die "Fortschrittlichkeit" eines Parteiprogramms tauglich ist.

Eine Überlegung, die im Zusammenhang mit heftigen Diskussionen zwischen Grünen Frauen um den 'richtigen' Feminismus und eine gute Frauenpolitik steht. Wir befinden uns heute in einer Situation, so glaube ich, in der sich herauskristallieren wird, ob die Unterschiede zwischen den Geschlechtern oder (wie gehabt) die der Parteistrukturen entscheidend sind.

Denn es findet ein Kampf um das Definitionsmonopol für Begriffe statt, die wir heute mit Feminismus, Frauenbewegung und Frauenpolitik in Verbindung bringen. Ein Kampf, bei dem der Feminismus zuallererst auf der Strecke bleiben wird.

Ich wende mich hier gegen ein finales Denken, das die Geschlechterdifferenz als eindimensional politisch manifestierten Kampfbegriff ausbauen will und den Feminismus als "fünfte Säule" in die Grüne Partei "einrammen" (Zitat) will.

Während dieser Auseinandersetzungen ist sehr deutlich zutage getreten, wie schwer es fällt, vom Bild der Frau als ausschließlich defizitäres Wesen Abschied zu nehmen. Einem Wesen, das die Feministin von Berufs wegen zu agitieren und zu retten hat. Wollen wir das Opfersein als politisches Faustpfand auf dem Weg zur quotierten Gesellschaft?

Aus diesem aktuellen Erfahrungshintergrund wende ich mich den Strategien der Frauenzusammenhänge zu, die ja nicht mit

einem großen (Tomaten)-wurf festgelegt wurden. Aber schon diese Aktion des SDS-Weiberrats zeigte die Ambivalenz von Frauenkämpfen, wie Sigrid Damm-Rüger sie auf einer von den Grünen Frauen Hessen veranstalteten Diskussion in der Frankfurter Universität am 9.6.88 mit dem Thema '20 Jahre nach dem Tomatenwurf - was machen Feministinnen bei den Grünen?' beschrieben hat: die Genossin ging mit gefülltem Einkaufsnetz zum bedeutsamen teach-in. Hätte sie das Gemüse nicht als Wurfgeschosse benötigt oder sich nicht getraut, wären die Tomaten halt auf den Abendbrot-Tisch gekommen. Da gab es nicht das Entweder/Oder, das heute in der so gewichtig gewordenen Frauenpolitik gerne gefordert wird. Heute muß eher jeder Wurf sitzen. Sei es in Form von Beschlüssen, Gesetzestexten oder Positionen. Dieses Politikverständnis, fördert das möglicherweise eine Gesetzmäßigkeit, die keine wollte? Emanzipation als individuelle Karriere nach Motto: "Jede für sich nach oben - und im Leid der Unterdrückung ganz eng unten zusammen?" Hier die Balance für die gemeinsame Inanspruchnahme unserer Rechte und Möglichkeiten herauszufinden, ohne jede gleich zu machen, gleich machen zu wollen, scheint mir zur Zeit die spannendste Aktion. Die *anerkannte* Ungleichheit/Unterschiedlichkeit könnte den Kampf um die richtige Linie des Feminismus beenden. Denn befinden wir uns nicht in der widersprüchlichen Situation, daß der Feminismus als Ausdruck unserer Interessenlage und Betrachtungsweise erstarrt zu sein scheint, während an allen Ecken und Enden Gleichstellungs-Frauen und Frauenprogramme Furore machen?

Fragen, die mir im Grünen Bonner Getümmel, in dem doch immerhin mehr als 50% Frauen durch den Quotierungssieg an der Politik aktiv beteiligt sind, brennender denn je erscheinen. Denn der etwas reduzierte Gedankenaustausch im Zirkel der Bundeshauptstadt, vor dem die Grünen - dazu noch als Gruppierung ohne jede kollektive oder hierarchische Bindung - keineswegs gefeit sind, bietet nur unter Kraftanstrengung die Vorteile einer gut ausgestatteten Empfangsstation für fremde Gedanken. Jüngst waren Äußerungen über moralische Überanpassung zu vernehmen, die berufsmäßigen Feministinnen neue gedankliche Anstrengungen abforderten.

Katharina Rutschky aus Berlin sprach anläßlich der Pornographie-Anhörung der Grünen Anfang September über "Porno, Sexualität und Sexualrepression aus historischer Sicht". Ihre These, die auch für dieses Thema von Bedeutung ist: das Interesse an Pornographie in unserer Gesellschaft ist im Grunde

ziemlich gering, während sich die Porno-Kampagne gut dazu eignet, auf besonders raffinierte Weise den Opferstatus der Frauen zu erhalten, der doch immer gekoppelt war mit dem verordneten Heiligenschein. Einem Schein, in dem wir uns wohl immer wieder gerne sonnen. An die irritierten Zuhörerinnen stellte sie mit (Sigmund) Freud die Frage: "Was will das Weib?" und antwortete lieber gleich selbst: "Man könnte meinen, sich beschweren!" Solcherart von der ehemaligen Lehrerin frech belehrt, erfahren wir während der Debatte um die Grenzziehung von gewalttätiger und erotischer Pornographie etwas von den ideologischen Wurzeln der Frauenbewegung. Die wohlstandigen Anfänge der Frauenbewegung stecken im Bürgertum - daran erinnerte K.Rutschky - und außerdem sei die Frauenbewegung eindeutig eine Aufsteigerbewegung.

Die Anwesenden im Saal fühlten sich etwas auf den Rockzipfel getreten. Wenn nun jede Frau für sich aufsteigen will - sind dann die Wurzeln ein Hinweis darauf, warum es einerseits so aussieht, als habe sich sehr wenig für die Frauen in den letzten Jahrzehnten verändert, während uns gleichzeitig unsere Gegenwart immer wieder wie neu erscheint? Ist es die Moral und der Anstand der immer noch so 'wohlstandigen' Frauenbewegung, die uns so tief in den Knochen stecken, daß sie im Sog der "ewig schmutzigen Politik" eine Neugestaltung öffentlicher Spielregeln für Frauen verhindern?

Andererseits: Historisch gesehen haben Frauen einen Entwicklungsstand erreicht, der eine selbstbewußte Provokation - von Frauen für Frauen - zulassen müßte. Oder kämen wir heute noch auf den Gedanken, gegen Alkohol, Hunger und Armut mit Kochrezepten, Nähstunden und Heimunterbringung zu antworten, wie es einst die Wohlfahrts-Damen taten, als sie sich um die weibliche Seele sorgten?

Dies sind krause Gedanken über Klassenunterschiede und Klassefrauen, weil ich wissen möchte, wie politische Interventionsmöglichkeiten für Frauen jeglicher Herkunft entwickelt werden können. Besonders in einer Zeit, in der nicht mehr die unmittelbare Empörung und Wut über die eigene Diskriminierung das Einende ist. Auch wenn sie nicht nach Mädchen-Lyzeum riecht, ist die institutionalisierte Parteilichkeit für Frauen oft mit dem Gestus der besorgten scharf-blickenden Mutter verbunden. Ich habe die Beobachtung und Erfahrung gemacht, daß immer dann das Helferinnen-Syndrom zum Vorschein kommt, wenn die unterdrückte Frau als Idealmodell

herhalten muß, um von den versteckten Aggressionen und der unausgelebten Lust auf Gestaltung und Expansion abzulenken. Nicht nur die Frauen, die in Frauenhäusern arbeiten, wissen allzugut, daß sich als Opfer gut kämpfen läßt. Vorzugsweise im Krieg der Geschlechter.

Kampf - ein Begriff, den ich mir in den sozial-liberalen Straßenkämpfen stolz angeeignet habe, der sich aber leider nicht in der Auseinandersetzung mit der geschlechtsbezogenen Herrschaft bewährt hat. Eine Erfahrung, glaube ich, die bis heute - auch und gerade in den Grünen Frauenzusammenhängen - vehement bestritten wird.

Dies bestätigte sich im Frühsommer nachhaltig für mich auf dem Kongreß für neue Grüne Perspektiven. Dort kämpfte Frau um Frauen-Kampf-Begriffe, als sei die Eroberung vom Wort 'Feminismus' das heilige Vlies, mit dem der Sieg über Männerherrschaft endgültig wäre. In dem einen FRAUEN-Saal wurde "Feministin" als professioneller Status beklatscht, während im gemischten Nachbarzelt parallel über 'Staat und Demokratie', unberührt von jeglicher neuer Frauenkultur, diskutiert wurde und die Platzhirsche und -kühe sich ihre Mehrheiten ertrampelten. Mir scheint, wir haben uns zu lange beholfen mit der Gleichsetzung von Frauenbefreiungsbewegung und anderen Befreiungsbewegungen in der Welt. So, als könnten Frauen sich als Geschlecht gleichsetzen mit Klassen und Rassen. Währenddessen haben wir immer erlebt, daß "die Unzulänglichkeiten klassen- oder rassenbezogener Emanzipationsdiskurse für die Überwindung des geschlechtsbezogenen Herrschaftsverhältnisses nicht nur auf der mangelnden oder behindernden Anwendung an sich vorhandener und hinreichender Grundsätze beruhen."¹⁾

Die feministische Forschung auf der Suche nach den Ursachen für diese Unzulänglichkeiten hat zutage gebracht, daß der "Fortschritt an der Befreiung der Frau nicht länger allein im bösen Willen des Mannes gesucht und auch nicht nur in der Willensschwäche der so lange in Abhängigkeit gehaltenen Frau (gesucht werden kann). (...) Entscheidend ist die andersartige Struktur geschlechtsbezogener Unterdrückung, zu deren Wahrnehmung, Beschreibung, geschweige denn Beseitigung die auf Klasse, Rasse, Nation und so weiter ausgerichteten Diskurse kein zureichendes Sensorium beziehungsweise Instrumentarium besitzen."²⁾

Hier bin ich wieder an meinem Ausgangspunkt angelangt: die Frauenbewegung hat sich differenziert, Emanzipation funktio-

niert nicht gleichgeschaltet und dieses wird als Schwäche empfunden. Als ein scheinbarer Mangel, der vor allem mit den klassischen linken Kategorien wie "Verrat/Karriere/Reaktion" bekämpft wird. Der Weg und der Erfolg frauenbezogener Parteipolitik scheint in der Verwobenheit mit dem Parlamentarismus nur denkbar in einer geschlossenen Phalanx einheitlicher Parolen, die einzuhalten keiner gelingen wird und auch noch nicht gelang. In diesem Umfeld grüner Frauenpolitik, das auf Ordnung der Begriffe beharrt, frage ich mich umso mehr, wie Sexualität, Mutterschaft, Beziehungen von Frauen und Männern, schließlich das Leben von Kindern, sich mit den gängigen klassisch-politischen Kategorien erfassen läßt.

Weil ein Befreiungsprozeß jeder einzelnen Person sich doch nicht allein im politischen Diskurs oder im Staatsapparat auflösen und ideologisch in die "die richtige Richtung" lenken läßt, bin ich dagegen, jede einzelne Frau mit "richtig/falsch" zu überfrachten. Stattdessen plädiere ich heute für mehr Gelassenheit angesichts des gewachsenen Selbstvertrauens und schließlich auch für die Lust an Veränderung, die eine erstarrte Feministin nicht vermitteln kann. Wie sonst können wir ein Beziehungsgefüge zwischen Frauen aufbauen, das endlich mal nicht mehr männlicher Macht zugute kommt? So wie es jetzt die Frauen in Bonn nach dem ersten Quotierungsstolz bitter erfahren haben?

Überlegungen, als kleines Resümee der letzten 20 Jahre von mir als berufstätiger Frau, politischer Aktivistin, die nicht zuletzt auch auf der Tatsache basieren, in der Frauenbewegung Feuer gefangen zu haben. Daß über die Organisierung der Frauenbewegung der Sohn über Nacht mit einem Schlag erwachsen war (einer der neuen Männer?), will ich ihr nicht anlasten.

Das "Wir" in der damaligen Bewegung, mit dem wir uns immer die Einheit von Politik und Privatem erhofften, war dieses Wir niemals identisch mit unseren vielen Ich's? Viele Frauen oder einige zumindest haben sich vielleicht deswegen in die Privatsphäre so weit zurückgezogen, weil der enttäuschte Traum von der "gesamtideellen" Feministin als Versagen der Frauenwelt verstanden wurde.

Können wir es uns heute nicht leisten, zuzugeben, daß dieses Ideal an unerwarteten Stellen, in unterschiedlichen Phasen damals und heute mehr oder weniger durchlässig gewesen ist? Je nach dem Gefühl der eigenen Stärke in der Beziehung zum Mann, Bruder, Vater, Onkel, Sohn, Kollegen. Feminismus pu

bietet keine Heimat. Von mir kann ich sagen, daß die Situationen der Verlassenheit durch Mitstreiterinnen, meine eigenen Fälle von "Verrat" gegenüber meinen Freundinnen wegen 'ihm' und dazu noch die zunehmende Vereinzelung (ohne die früher üblichen spontanen Zusammenkünfte in Wohngemeinschaften und auf teach-ins) das schöne dick aufgetragene Gemälde der allzeit bereiten Kämpferin für die Sache der Frauen immer mehr zu einem schillernden Holographie-Bild haben werden lassen. Seltsamerweise hat sich durch den Abgesang auf das Ideal der militanten "Vollzeitfeministin" nicht das Gefühl von Resignation durchgesetzt. Enttäuschung, Wut und Kleinmut sind nichts gegen das Erkenntnisinteresse und Vergnügen, mit anderen dort gemeinsame Fäden zu knüpfen, wo sie für meine Augenschärfe erkennbar sind.

Deswegen argumentiere ich vehement gegen die Tendenz - gerade in den Zeiten einer größeren Individuation - Emanzipation, politisches Programm und spontane Bewegungen sich krallen zu wollen, damit man einen Besitzanspruch darauf gründen kann. (Was sowieso nicht funktioniert.)

Wenn (wie auf dem schon erwähnten Grünen Perspektiven-Kongreß und anderen Veranstaltungen) in der Auseinandersetzung um die richtige Frauenpolitik als Utopie genannt wird, den Feminismus als fünfte Säule der Grünen Partei zu installieren, wird der Katzenjammer nicht ausbleiben. Schon jetzt gibt es Desillusionen im großen Stil, weil Frauen nicht so lupenrein sind, wie man sie möchte.

Feminismus funktioniert erst recht nicht als "Säule", er liegt quer zu allen Säulen der Gesellschaft. Und wie verquer. Wie sonst käme eine Grüne Kommunalpolitikerin auf die Idee, mit einem makabren Vergleich ihre immer wiederkehrenden Anstrengungen zu beschreiben, mit denen sie sich im Parteienklüngel das gleiche Gehör und die Akzeptanz zu verschaffen versucht: "Ich habe manchmal die Vision, ein Affe zu sein, dem man ein menschliches Gehirn implantiert hat, der also genauso denken und reden kann wie die Männer, aber immer wieder diese Fähigkeit beweisen muß, weil man vergißt, daß er, d.h. ich eine von ihnen bin." Sie ist anders - mit der quotierten und im Grundgesetz verankerten Gleichberechtigung im Jahr 1988. Nur wenn Frauen vergessen/verdrängen, daß sie im Grunde Affen sind, können sie wohl daran glauben, daß ein linearer Machtzuwachs alleine reicht.

Wer sonst als die anderen Frauen, ihre Freundinnen, Beraterinnen, können ihr vermitteln, *nicht* minderbemittelt zu sein

und auch nicht wie ein Mann werden zu müssen, um Mensch zu sein?

So wenig hilfreich wie das Streben nach dem männlichen Ideal ist allerdings die Erwartung einer gegenseitigen vorbehaltlosen Unterstützung. Schon früher machten wir es uns mit den Aufrechnungen gemütlich: "Ich sage Dir, daß du arm dran bist, wenn du mir sagst, daß ich gemein behandelt werde". Heute kommt eine neue Dimension unter verschärften Bedingungen hinzu. Hier soll Frauensolidariät die jeweils uneingestandenen Machtgelüste und Führungsansprüche realisieren helfen.

Die Abgeordneten in der Fraktion (meiner liebsten Partei) haben Feminismus und weibliche Solidarität als abrufbare Niblungentreue mißverstanden - wenn er bzw. sie wegen der maßlosen gegenseitigen Enttäuschungen überhaupt noch in Anspruch genommen werden.

In den Strukturen und Sachzwängen, die die Frauen nicht geschaffen haben, aber in denen sie sich bewegen und bewähren müssen (müssen sie?) findet das Hase-und-Igel-Spiel statt. Jede Frau möchte die anderen als Staffettenläuferinnen haben, damit sie selbst an's Ziel kommt. Aber welches Ziel in's Auge gefaßt wird, ist vor lauter schöner Frauenpräsenz im Bundestag unklar geworden. Bis jetzt haben die vielen weiblichen Abgeordneten in der Schlacht um weibliche Emanzipation keine anderen Maßstäbe gesetzt, als daß man sich dem Druck beugen muß. Ihr anderes Da-Sein mit dem, was als Stärke im Privaten zum Ausdruck kommt: Ihre soziale und kommunikative Kompetenz, also diese Verhaltensweisen des weiblichen Sozialcharakters funktionieren entweder als üblicher sozialer Kitt in der Politik oder kommen als "Unabhängigkeit" in Gestalt weiblicher Gekränktheit, Intrige oder Naivität zum Tragen. Von Selbstironie vor lauter Angst, die Sachkompetenz abgesprochen zu kriegen, keine Spur. Stattdessen wird vorsichtshalber die Profi-Fassade hochgehalten. Unterdessen verfranst man sich, für Selbsterfahrung fehlt die Luft. An all dem wird deutlich, wie jung die Geschichte von Frauen als Politikerinnen ist. Insofern kein Grund zur Panik. Trotzdem denke ich, daß Richtungsentscheidungen anstehen. Werden die Unterschiede zwischen den Geschlechtern oder die der Parteistrukturen die künftige Diskussion um Frauenrechte und Frauenleben bestimmen?

Das strikte ergebnisorientierte ängstliche Denken innerhalb dieses kleinen Oppositionsrahmens führt tendenziell zu einer Verarmung, wie wir sie bei den Altparteien, Gewerkschafter

und bei den K-Gruppen ablesen können. Oder hat eine hier in Bonn in letzter Zeit persönliche Risikobereitschaft oder ironisches Selbstbewußtsein in leisesten Schwingungen als politisches Verhalten registriert?

Mit etwas Wehmut denke ich in dem Zusammenhang an die Frankfurter Spielfrauen, die auf der Bühne Frauenleben vorgeführt haben, wie es innerhalb der ritualisierten Frauenbewegung anstößig, eigentlich nie existent war.

Quotierung alleine trägt eben nicht. Selbst nicht der Opferstatus von Frauen für sich und andere Frauen (als Objekte der politischen Begierde).

Es gilt also, Abschied zu nehmen vom Bild wandelnder Invalidinnen, stets opferbereit und zum Leiden geboren, um das bisher erreichte Bewußtsein von Frauendiskriminierung nicht nur bürokratisch zu verwalten. Die Grünen Frauen haben ihr gesellschaftspolitisches Verdienst geleistet mit der Erarbeitung des Anti-Diskriminierungs-Gesetzes. Ein Gesetz, das die Realität von Frauen rechtlich in einem feinen Raster erfasst hat, um jede denkbare Ungerechtigkeit juristisch zu ahnden. Dieses Werk hat das Unrechtsbewußtsein geschärft und ist die Richtschnur für Frauen-Ministerinnen. In der Zwischenzeit aber sind wieder Grüne Frauen "nachgewachsen", die mit diesem Entstehungsprozeß nichts zu tun haben, während die anderen Frauen diesen Standard als ihr Eigentum eifersüchtig verteidigen. Diese Blockade innerhalb der Gruppierung läßt sich nur mit intellektuellen Herausforderungen auflösen, die die Präambeln der Frauenbewegung und der Parteistatuten in Frage stellt.

Wie sonst läßt sich die "Lust zu siegen" (wie es Mailänder Feministinnen so treffend formulierten) erhalten oder überhaupt erst herstellen? Diese Lust meint gerade nicht die Fröhlichkeit einer Zigarettenreklame. Christina Thürmer-Rohr, die mit ihrem Begriff von der "Mittäterschaft von Frauen" provozierte, läßt sich inspirieren durch "das leidenschaftliche Interesse an der Frau". Diese Leidenschaft, die Frauen erst eine Identität von Subjektivität und Autobiographie verschafft, droht während der Verrechtlichung verschüttet zu werden. Frauen müssen Rechte haben. Aber ob dieser Sektor für unsere Volksvertreterinnen reicht, während sie mit ihren Maulwurfsschaukeln im politischen Erdreich jede für sich ihren Gang schaufeln? Ich befürchte aber, daß sich das schwache politische "Wir" innerhalb der Grünen mit dem autobiographi-

schen "Ich" zersetzt, statt sich gegenseitig zu befruchten. Ein komisches Wesen, das kein Mann ist, sich aber nicht als Frau sehen kann. An anderer Stelle habe ich davon gesprochen, daß wir "Verschwörerinnen-Cliquen" bilden müssen und ein Stenogramm für Partisaninnen kreieren sollten, um diese Blockierung aufzulösen. Vielleicht aber ist der Weg noch direkter und einfacher, um andere Maßstäbe zu setzen als Leistungswahn und Denkverbot. Wie wäre es mit einem Feminismus als Grundlage einer Politik, in der die Praxis des Sich-Anvertrauens immer wieder gewagt wird? Daraus könnte ein Netz von Beziehungen geschaffen werden, das sich in Politik und Gesellschaft auswirkt. Durch eine kollektive Autobiographie der Mailänder Feministinnen aus Erfahrungen von 20 Jahren Frauenbewegung fühle ich mich in meinen Überlegungen bestätigt. Das Buch ist jetzt in deutscher Sprache unter dem Titel "Wie weibliche Freiheit entsteht"³⁾ erschienen.

Die Italienerinnen favorisieren das Differenz-Denken und sehen in der politischen Praxis des Sich-Anvertrauens zweier Frauen einen Weg, mit dem "eine parallele weibliche Welt aufgebaut (werden kann) als Ort der Kraft und der Macht, als Fixpunkt der Autorität."⁴⁾ Sie entwerfen ein Beziehungsmodell, das - oh Schreck! - auf der Autorität einer Frau über einer anderen basiert. Das Mutter-Tochter-Beziehungsgefüge wird deshalb gewählt, weil: "ohne Anerkennung für die Mutter ist die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht ein Verhängnis, das auf Dir lastet und Dich bestimmt, ein Unglück."⁵⁾ Wir erfahren aber leider nicht, wie man dieses Vorbild finden kann, das uns befähigt, die Öffentlichkeit zu einem Ort zu machen, an dem die weibliche Stimme, der weibliche Körper heimisch wird und die Frau ihre Fremdheit ablegt.

Sie erinnern uns mit ihrem Vorschlag aber daran, daß den Töchtern im Gegensatz zu den Söhnen immer die Erfahrung fehlt, daß sie von ihrer Mutter begehrt werden. Dieser prägende Mangel der Frauen läßt deswegen vielleicht Großzügigkeit gegenüber den vielen Wünschen der Frauen nicht zu, zensiert Begierden, die sich dem abstrakten Gleichheitsgedanken widersetzen und deswegen als Schwächung der Bewegung verstanden werden. Es ist aber eine Gleichheit, die trügerisches Hinterland ist und einsam macht.

Anmerkungen

- 1) Cornelia Klinger, "Andere Leiden - Andere Kämpfe". in: Kommune, Sept.88
- 2) Ebd.
- 3) Libreria delle donne di Milano, Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis, Berlin 1988.
- 4) Zitiert nach einer Buchrezension von Roberta Tatafiore, Rom: "Die Cassandra des 21.Jahrhunderts?" - Feministische Theorieproduktion in Italien und der Frauenbuchladen von Mailand. in: Libreria delle donne di Milano: "Wie weibliche Freiheit entsteht", Orlanda Vlg., Berlin, 1988
- 5) Ebd.

Pia Schmid

Säugling - Seide - Siff Frauenleben in Berlin um 1800

1798 erscheint in den 'Jahrbüchern der Preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelm des Dritten' ein Artikel "Über Berlin. Eine reisende Dame an ihren Bruder in H.". Über die Berliner Frauen ist darin zu lesen: "Wir streben ja schon längst Mütter zu seyn, sagen die Berliner Damen: - und ich muß ihnen im besten Sinn das Zeugniß geben, daß sie die Wahrheit sagen, meine Damen. Freilich haben es ihnen ja alle Romane und Schauspiele nahe genug ans Herz gelegt. Überdem ist es so natürlich, eine zärtliche Mutter zu seyn, wie uns ja jede Gluckhenne, jedes Vogelmütterchen lehrt, das Daseyn des frommen Instinkts sollte nicht Bewunderung, wohl aber seine Abwesenheit Abscheu erregen. Dazu kömmt: es liegt schon an sich eine so ganz behagliche Veranlassung zum Müßiggange und so viel Ersatz für das Spiel mit der ungeru verlaßnen Puppe, in dem Spiel mit dem Säugling, daß junge Weiber schon von dieser Seite eine natürliche Anreizung zur Erfüllung dieser Pflichten in sich fühlen."¹⁾

Die Berliner Damen, d.h. Frauen vor allem aus dem gehobenen Bürgertum, aber auch Adlige, bemühen sich dieser Schilderung zufolge um Mütterlichkeit. Muttersein und Mutterliebe sind nämlich angesagt im Bürgertum. Bürger wissen, daß sich die natürliche Bestimmung des Weibes darin zu erfüllen hat, Gattin, Hausfrau und vor allem Mutter zu sein. Aber so selbstverständlich scheint das nicht von der Hand zu gehen, auch wenn es im Rekurs auf Natur und Instinkt als selbstverständlich und natürlich gilt. Die Berliner Damen streben aber erst nach Mütterlichkeit.

In der Art, wie die reisende Damen von diesem Streben spricht, macht sie - gewiß unbeabsichtigt - einen Widerspruch im bürgerlichen Entwurf von Weiblichkeit deutlich. Das, was als natürlich bezeichnet wird, der Mutterinstinkt, muß gleich-

zeitig als natürlich begründet werden. Was nichts anderes heißt, als daß es nicht natürlich, nicht selbstverständlich ist, sonst bräuchte man kein Wort darüber zu verlieren. Das muß man aber - beispielsweise in Romanen -, denn den bürgerlichen Frauen muß ihre Natur nahegebracht werden. Unsere Schriftstellerin hält einen historischen Prozeß fest; das natürliche Weibliche wird in ihm produziert, oder, anders betrachtet, die weibliche Natur. Diese ist selbstredend prinzipiell verschieden von der männlichen, und männliche und weibliche Natur sind so beschaffen, daß sie einander ergänzen. Diese bürgerliche Sicht der Geschlechterdifferenz wird dann in die polare und komplementäre Systematik der 'Geschlechtscharaktere' eingefroren, wie Karin Hausen gezeigt hat.

Diesem normativen bürgerlichen Entwurf zufolge repräsentieren Frauen das Schöne, Gefällige; wenn sie handeln, dann anmutig, so anmutig, daß dahinter etwaige Mühe verschwindet: Frauenarbeit im Bürgertum, und d.h. vor allem Hausarbeit, verliert den Charakter von Arbeit und gerinnt zur schönen Handlung. Die reisende Dame weiß, daß die Puppe sich leicht mit dem Säugling vertauschen läßt. Was Mütter tun, hat den Charakter von Spiel. Spiel, darüber sind sich die Bürger einig, ist prinzipiell anders als Arbeit: das eine macht Mühe, das andere nicht. Was Frauen tun, was sie arbeiten, hat letztendlich nichts mit Arbeit zu tun. Diese im Familienbereich entstandene Sichtweise von Frauenarbeit läßt sich ausweiten: "Es ist ein wahres Vergnügen, und das Auge wird auf das entzückendste ergötzt, wenn man die Beschäftigungen so vieler hundert Hände dieser Pflanzenschule junger und reizender Schönen betrachtet, wo eine jede in ihrem Fach sich auf eine andere Art fast spielend bestrebt, das ihrige zu verrichten, und etwas zu dem Ganzen beizutragen."²⁾

Die schöne Handlung, die ein Kameralist namens Jacobsson hier beschreibt, ist allenfalls für seine Augen ein wahres Vergnügen. Nicht für die Beschriebenen, Manufakturarbeiterinnen in einer Berliner Seidenmanufaktur. Ihre Arbeit: Sie müssen die Seide von den Cocons wickeln, die so gewonnenen Fäden zusammenwinden und dann zwirnen. Nach dem Färben müssen sie die dabei verwirren Fäden entwirren und erneut spulen, um sie auf die Webstühle aufzuspannen: erst dann kann das Weben beginnen, eine zum Teil wegen der Schwierigkeit des Musterwebens hochqualifizierte und dann auch relativ gut bezahlte Arbeit. Wenig Spiel, viel Arbeit, 10 bis 14 Stun-

den täglich, verrichtet von armen Manufakturarbeiterinnen, die für die gleiche Arbeit merklich geringer entlohnt werden als die Manufakturarbeiter. Vielleicht trübt das edle Produkt bei unserem Gewährsmann die Wahrnehmung der Tatsache, daß hier gearbeitet wird.

Es gibt in Berlin auch Frauenarbeit, die sich einem derart ästhetisierenden Zugriff entzieht; wie ein Reisender 1785 berichtet: "Ich rathe niemand sich abends nach 10 Uhr an der Spree aufzuhalten. Diese ist die große Grube, in welche der Dünger von ganz Berlin um diese Zeit geschafft wird. Alte Weiber verrichten dieses Geschäft, und stürzen ihren Vorrath von der nächsten Brücke herunter, mit einem Geräusche, worüber einem Hören und Sehen vergehen."³⁾

Die Textstellen werfen Streiflichter auf Frauenleben in Berlin um 1800: die sich um Mütterlichkeit bemühenden Damen des gehobenen Bürgertums, mit ihren Säuglingen spielend; die jungen Schönen in der Seidenmanufaktur und die alten Weiber, die die Kloake Berlins in die Spree kippen. Urbanes Frauenleben in absteigender Linie, von den Akteurinnen wie auch deren Objekten her: Säugling, Seide, Siff.

Der um 1800 ausformulierte folgenreiche bürgerliche Entwurf von Weiblichkeit, der Frauen schlechthin im entstehenden Familienbereich Erfüllung verheißt, läßt es noch zu, das, was bürgerliche Mütter und das, was junge Seidenarbeiterinnen tun, unter der strukturell gleichen ästhetisierenden Perspektive zu betrachten. Mutterglück und Arbeiterinnenglück liegen nah beieinander. Bei den alten Weibern mit den Kloakenkübeln kann der neue Entwurf, so universalistisch er sich gibt, nicht mehr greifen. Die alten Frauen lassen sich nicht mit Säuglingen tändelnd imaginieren: Sie sind die Anderen des anderen Geschlechts.

Diese Anderen sind - ungeachtet des universalistischen Anspruchs des neuen Modells Weiblichkeit - die Mehrheit. Nicht die Kultivierung des entstehenden Familienbereichs ist ihre Domäne, sondern der Erwerbsbereich, auf dem sie von vorneherein die schlechteren Karten haben als die Männer.

In heutiger Diktion von 'Erwerbsbereich' zu reden, ist allerdings irreführend und auch verharmlosend. Irreführend, weil der Erwerbsbereich die Existenz eines davon getrennten Familienbereichs voraussetzt. Der aber konnte sich nicht entfalten in Lebensverhältnissen, die von niedrigen Löhnen, langen Arbeitszeiten, hohen Lebensmittelpreisen sowie staatlichen Zwangsmaßnahmen geprägt sind. Verharmlosend insofern, als

'Erwerbsbereich' nach geordneten Lebensverhältnissen klingt. Davon kann aber nicht die Rede sein. Für die Mehrzahl der Frauen ist das Leben bestimmt von den unterschiedlichsten Formen, das krude materielle Überleben zu sichern. Dabei geht es bekanntlich nicht geordnet zu.

Die Zitate veranschaulichen, was nicht unbekannt ist, daß es das Frauenleben in Berlin nicht gab, so wenig wie anderswo. Wie Frauen leben, hängt von ihrer sozialen Position ab.

Bei allen Unterschieden in der gesellschaftlichen Hierarchie gibt es aber Gemeinsamkeiten: Frauen haben eine mindere rechtliche Position. Ihnen stehen geringere Verdienstmöglichkeiten offen - von den Arbeitsplätzen wie von der Entlohnung her. Und sie müssen sehr haushalten, sehr sparen können. Im weiteren stelle ich diese drei Gemeinsamkeiten in ihrer je unterschiedlichen Ausprägung dar.

Zur minderen rechtlichen Position: Frauen gelten nicht als geschäftsfähig und nur eingeschränkt als Rechtspersonen. In der gesellschaftlichen Hierarchie wie im häuslichen Bereich sind sie dem Mann untergeordnet - qua Gesetz. Frauen sind also stets männlicher Herrschaft unterworfen. Sind sie verheiratet, ihrem Ehemann, sind sie es nicht, nicht mehr oder noch nicht, dem Vater, Bruder, Vormund oder Dienstherrn. So kann eine Statistik von 1799 die weiblichen Einwohner Berlins nur im Rekurs auf zwei Abhängigkeitsverhältnisse rubrizieren. Diese sind zwar unterschiedlich, doch strukturell gleich. Zum einen werden Frauen nach familialer Abhängigkeit im Sinne von Blutsverwandschaft als Frauen und Witwen (33.944) bzw. Töchter (26.870) erfaßt, zum anderen nach einer erweiterten familialen Abhängigkeit im Sinne der Familienwirtschaft als Dienstmägde (11.443)⁴⁾. Die Dienstmagd verlangt qua Definition einen Dienstherrn, der unter den frühkapitalistischen Verhältnissen Berlins statt Hausvater auch Manufakturbesitzer sein kann: unverheiratete Arbeiterinnen haben rechtlich den Status von Dienstboten.⁵⁾

Erwerbstätige Frauen - und davon gibt es viele - verdienen merklich weniger als Männer, dies die zweite Gemeinsamkeit. So erhalten die Frauen in der Berliner Bandmanufaktur von Favreau und Falckmann 40% weniger Lohn als die zünftigen Posamentierer⁶⁾. Und der Lohn von Wäscherinnen, Blumenbinderinnen oder Näherinnen, etwa ein Taler in der Woche, bleibt "immer noch um 25-30% hinter dem Wochenverdienst des geringst bezahlten Tagelöhners zurück"⁷⁾.

Weibliche Erwerbsarbeit ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Die meisten Frauen sind für das eigene Überleben bzw. das der Familie auf (Zu)erwerb angewiesen - und die sich unter merkantilistischer Ägide ausweitende gewerbliche Produktion auf billige Arbeitskräfte. Zuerwerb kann heißen, daß eine Ehefrau am Webstuhl hinzuverdient. Ein "königliches Edikt vom 24. März 1783 hatte solche weiblichen Tätigkeiten ausdrücklich gutgeheißen und die Bestrafung von Zunftsmitgliedern, die mit Frauen gemeinsam arbeiteten, unterbunden"⁸⁾. Wenn zünftige Handwerker mit Frauen zusammenarbeiten, dann heißt das allerdings nur, daß Frauen Zuarbeiten leisten. Die als qualifiziert anerkannten Tätigkeiten, für die man eine Ausbildung nötig hat und Prüfungen ablegen muß, bleiben geschlechtsexklusiv den Männern vorbehalten. Frauen können keine Lehre absolvieren, genausowenig wie eine akademische Ausbildung: weibliche Lehrlinge oder Gesellen sind so wenig denkbar wie Studentinnen. In der dürren Sprache der Statistik findet dies seinen Niederschlag darin, daß nur die Männer im Rekurs auf beruflichen Status als Lehrlinge (3033), Gesellen (9238) und Laquais bzw. Knechte (4492) erfaßt werden - zur Erinnerung: für Frauen gelten familiäre Abhängigkeitsverhältnisse als Kriterium.⁹⁾ Arbeiten Frauen, so bringt ihnen das weniger ein als Männern¹⁰⁾, und ihnen stehen weniger Verdienstmöglichkeiten offen. Was selbständiges Arbeiten angeht, verzeichnet ein "Allgemeines und Industrie-Adreßbuch der königlich Preussischen Haupt- und Residenzstadt Berlin, auf das Jahr 1808" unter insgesamt 371 Berufen und Metiers ganze vier für Frauen: 32 Putzmacherinnen, 9 Blumenmacherinnen, 12 Näh- und Strickschulen und 49 Hebammen. Hebamme ist übrigens der einzige Frauenberuf, zu dessen Ausübung Ausbildung und Prüfung nötig sind¹¹⁾.

In den übrigen selbständigen Berufen findet sich gelegentlich eine Witwe, die das Geschäft ihres Mannes weiterführt. Sonst haben Frauen keine Möglichkeiten, selbständig zu arbeiten. Worüber dieses Adreßbuch keine Auskunft gibt, sind die unselbständig Arbeitenden. Unter den knapp 16.000 Personen, die eine Manufakturtablette 1799 zählt, müssen wir uns im zahlenmäßig größten Bereich, der Textilproduktion (11.765), auch Manufakturarbeiterinnen vorstellen.

Nicht erfaßt sind in dieser Tabelle allerdings die Nebentätigkeiten der Rohstoffaufarbeitung, vor allem das Spinnen, aber auch Baumwollschlagen, Garnspulen, Seidewickeln und Wolle-

waschen, alles Arbeiten, die häufig Frauen verrichten. Zählt man diese Arbeiten mit, ergeben sich wesentlich mehr Beschäftigte in der Textilproduktion - und auch mehr Arbeiterinnen. Nicolai war schon 1784 davon ausgegangen, daß bei 6.600 Personen an den Webstühlen insgesamt 30.500 Personen in der Baumwoll-, Woll- und Seidenproduktion arbeiten. Eine Berufszählung von 1803 spricht sogar von 49.000 Personen, etwa einem Drittel der nicht zur Garnison gehörenden Bevölkerung, die in Fabriken oder größeren gewerblichen Betrieben arbeiten bzw. für diese Heimarbeit verrichten, davon über 40.000 im Textilbereich.¹²⁾

Manufakturarbeiterinnen arbeiten übrigens nicht zwangsläufig in der Manufaktur. Gewebt und gesponnen wird häufig in der eigenen Wohnung für die Manufaktur. Der größere Teil der Frauenarbeit im Textilbereich ist also keine außerhäusliche Arbeit¹³⁾. Wie elend die Arbeitsbedingungen sein können, illustriert eine Polizeiverordnung von 1787. Diese erlaubt es Unternehmern von Spinnstuben - die die Manufakturen mit Garnen beliefern - "die Spinner" (worunter wir uns Frauen zu denken haben) "des Abends und Nachts nicht aus der Spinnerei zu lassen"¹⁴⁾. Diese Spinnerinnen werden also regelrecht eingesperrt.

Geldverdienen ist für Frauen in Berlin schwerer als anderswo. Nicht, weil es keine Arbeit gibt, sondern weil es so viele Soldaten gibt: "Nur etwa 20% der Männer versahen ihren täglichen Dienst; der große Rest war für 10 Monate des Jahres beurlaubt, sei es in die ländlichen Heimaterde, sei es als Freiwächter (frei von Wache) innerhalb der Standorte"¹⁵⁾ - auf jeden Fall ohne Sold. So kommt es, wie ein Reisender feststellt, daß "man zu allem einen Soldaten um ein kleines Geld haben (kann). Sie putzen die Schuhe, waschen, flicken, kuppeln und thun alles, was anderswo die Savoyarden oder alten Weiber thun"¹⁶⁾. Soldaten, Männer als Konkurrenz bei Gelegenheitsarbeiten, aber nicht nur da, sondern weitergehend bei jeglicher Lohnarbeit: "Alle Arbeiten, die für Weibsen gehören, haben ja die Männer an sich gerissen, und das, was ein Weibsen noch arbeiten kann, wird so erbärmlich bezahlt, daß man nicht das Salz daran hat."¹⁷⁾ So erklärt eine Frau, warum sie Prostituierte wurde. "Dienerin der Wollust" zu sein, wie es in der Diktion der Zeit heißt, war eine Art, Geld zu verdienen. Von ihnen gibt es viele in Berlin, doch dazu später.

Andere Verdienstmöglichkeiten boten sich als Amme, Scheuer-

frau, Schneiderin, Marktträgerin, Wasserträgerin, Kinder- und Krankenwärterin, Lumpensammlerin, Schulhalterin, Flickerin, Köchin, Plätterin, Gesindevermieterin, Dienstbotin, Waschfrau, Näherin, Blumenbinderin, Hökerin, Strickerin. Was Frauen verdienten, konnte auch das einzige Einkommen der Familie sein und nicht bloß ein Zuverdienst. So berichtet Klöden, daß seine Mutter im ersten Ehejahr - aber auch später immer wieder - die ganze Wirtschaft unterhält, indem sie grünseidene Geldbörsen strickt¹⁸⁾. Als sie, nachdem sie einige Geldbeutel glücklich verkauft hat, ihren Verdienst an einen Betrüger verliert, kommt sie "völlig trostlos, in Tränen aufgelöst nach Hause... Sie konnte vor Weinen die ganze Nacht nicht schlafen und vermochte sich lange nicht darüber zu trösten". Warum sie die Fassung verliert, verlieren muß, erfahren wir im nächsten Absatz. "Wir hatten wieder nichts zum Abendessen."¹⁹⁾ Die Lebenshaltungskosten sind hoch, wie überall in Deutschland. Doch in Berlin sind sie höher als anderswo und die Möglichkeit, mit einem Garten oder Viehhaltung die Barausgaben niedrig zu halten, geringer als auf dem Land oder in kleineren Städten. Für die Mehrheit der Frauen bedeutet das, daß sie sehr sparsam sein müssen, sehr haushalten können müssen - womit wir bei der dritten Gemeinsamkeit im Leben von Frauen wären.

Ihre Sorge um das tägliche Brot ist wirklich Sorge und wirklich um Brot: Brot ist das Hauptnahrungsmittel, etwa drei Viertel des täglichen Kalorienbedarf werden mit Getreide gedeckt. Der Jahresverbrauch pro Person liegt bei durchschnittlich 250 kg Getreide - davon überwiegend Roggen. Zum Vergleich: 1972 waren es 60,9 kg. Betrug damals der Verbrauch von Getreide das Vierfache im Vergleich zu heute, so war das Verhältnis beim Fleisch mit 17 kg pro Person und Jahr im Vergleich zu 71,4 kg 1972 umgekehrt. Einige weitere Zahlen: Im Berlin des ausgehenden 18. Jahrhunderts muß eine fünfköpfige Familie bei geringer Einkommenslage -z.B. Textilarbeiter- 72,7% der Einkünfte für Nahrungsmittel ausgeben, bei mittlerer -z.B. Bürodienner- 80%, bei gehobener -z.B. Textilfärber- immer noch 48%. Davon entfallen allein auf das Getreide 44,2%, 40% und 17,9% der Gesamteinkünfte²⁰⁾. (Die Prozentzahlen beziehen sich auf das Lohneinkommen des Mannes - und machen deutlich, daß bei solchen Lebensmittelpreisen auch die Frauen zum Unterhalt der Familie beitrage müssen). Denn Getreide ist teuer. In einem Artikel namen "Können wir denn die drückend hohen Kornpreise nicht verhü-

ten?", heißt es 1800, daß "die große Anzahl der sogenannten kleinen Leute, die sich von Arbeit auf Tagelohn ernähren... nicht soviel zu verdienen am Stande waren, als sie Brodtkorn für die Woche gebraucht ..., daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes nicht satt Brodt hatten und um mit diesem auszureichen, sich Tag aus, Tag ein, Morgens, Mittags und Abends mit Erdtoffeln sättigen mußten"²¹). Was hier für die "kleinen Leute" beschrieben wird, ist Elend und Kargheit. Anderswo, bei "besseren Leuten" ist es nur Kargheit (und auch da wird die Familie mit Kartoffeln gesättigt, nur daß noch etwas hinzukommt). "Es fand sich", schreibt Fichte seiner Frau 1799 aus Berlin, "daß am verwichenen Sonnabend für die ganze rätliche Familie ein halbes Pfund Rindfleisch und sechs Pfund Möhren und Kartoffeln zum Mittagessen gekocht wurden. Doch wurde das Fleisch nicht weichgekocht, es wurde sonach nur das Gemüse verspeist und das halbe Pfund Rindfleisch den nächsten Tag wieder gekocht zum Sonntagsessen." Weiter heißt es: "Seine Frau (die Rätin) wäscht das Hemd, das sie den Sonntag tragen will, sonnabends selbst in der Stube und geht indes ohne Hemd."²² Sie hat wohl nur eines. Auch eine Rätin, immerhin Frau eines Beamten mit mehr oder weniger regeltem Einkommen, muß sparsam sein - sei es beim Fleisch, sei es bei der eigenen Kleidung. Und dies Sparsamkeitsgebot gilt - in unterschiedlicher Schärfe - für 98% der Berliner Bevölkerung, denn nur zwei Prozent leben nach zeitgenössischen Schätzungen in einigem Wohlstand.²³

Ein Reisender - er bemerkt an anderer Stelle, wie ein Tisch-tuch über seinem Kopf ausgeschüttelt wird und "nichts heraus (fällt), als die Haut von einigen Erdäpfeln" - faßt das so: "In den Privathäusern .. herrscht eine fast eckelhafte Kärglichkeit in der Küche, im Keller, und in allen Theilen derselben"²⁴). Für die Orte der Kärglichkeit, für Küche und Keller, sind die Frauen zuständig. Sie haben die Knappheit zu verwalten, einzuteilen, zu sparen, wo es nur geht. Das alles macht Arbeit und ist Arbeit. - So viel zu den Gemeinsamkeiten im Leben von Frauen.

Wie sah Berlin als Stadt aus, vor allem: wie waren die Wohnverhältnisse? Neben Hamburg und Wien ist Berlin im noch bestehenden Heiligen Römischen Reich deutscher Nation die einzige Stadt mit mehr als 100.000 Einwohnern, nämlich über 190.000 Personen, davon ein Viertel Militär. Zum Vergleich: 1723 hatte man 61.000 Personen Zivilbevölkerung gezählt und 12.000 Militärsoldaten mit ihren Familien²⁵). Nach Nicolai

hat es schon 1779 Wohnkomplexe mit Vorder-, Seiten- und Hinterhaus für 16 Mietparteien gegeben. "Von den europäischen Großstädten soll Wien allein Berlin an durchschnittlicher Wohndichte je Haus übertraffen haben"²⁶). Eine expandierende Stadt und eine Stadt der Gegensätze: "Berlin ist Hauptstadt, Residenz, Manufactur-, Handels- und Landstadt, Dorf und Meyerey - alles in einer Ringmauer"²⁷). Diese Ringmauer hatte neue Tore erhalten, z.B. das Brandenburger Tor wie wir es heute kennen; bei Anbruch der Dunkelheit werden sie verschlossen.

Reisenden zufolge ist Berlin eine "außerordentlich schöne und prächtige Stadt"²⁸), vor allem dadurch, daß Friedrich II. den Bau neuer respektabler Häuser gefördert hat, damit seine Residenzstadt auch nach Residenzstadt aussieht. Allerdings hält dieser positive Eindruck nur so lange, wie man "auf den Promenaden, auf den schönen Plätzen und auf Picknicks herumwirbelt"²⁹). Die Pracht der Häuser im Innern der Stadt und "Zustand der Einwohner" passen nämlich oft nicht zusammen: "Du stehst voll Bewunderung vor einem Gebäude im junonischen Stil, das niedlich vergypst ist, eine prächtige Fronte darbiethet, und eine Miene macht, wie die Wohnung eines Fermier General, oder wenigstens die eines Ducs. Auf einmal öffnet sich im untern Stock ein Fenster, und da stellt dir ein Schuhflicker einen neuversohnten Stiefel vor die Nase, um auf dem Gesimse die Schwärze eintrocknen zu lassen. Du fängst an, über dies Räthsel Betrachtungen zu machen, und siehe, da geht dir im zweiten Stock ein anderes Fenster auf, wo ein Hosenflicker dir ein paar neugefärbte Beinkleider zum beliebigen Schau vor die Augen hängt ... Hast Du noch nicht der Erläuterung genug, so schwingt dir endlich aus dem dritten Stock jemand das Tischtuch über dem Kopf aus und da fällt dir nichts heraus, als die Haut von einigen Erdäpfeln. Du gehst nun einige Schritte weiter, und setzest Fuß vor einem Pallast in korinthischen Stil, der die Miene hat, als wenn er einer Mätresse des Königs oder eines Prinzen von Geblüt zugehörte... da hängt dir zur Rechten ein Musquetier ein gewaschenes Hemd vor die Nase, welches einem Officier gehört, den du zur Linken im Fenster stehst und sich rasiren siehst, wobey du leicht ausrechnen kannst, daß der Herr Officier nur im Besitz von 2 Hemden ist. Deine Augen fallen noch um ein Stockwerk, und da nickt dir ein Jüngferchen durch das Fenster zu, und winkt dir gar heftig, ihm auf einige Minuten einen Besuch hinter der Bettgardine abzustatten, die du im

Hintergrund des Zimmers erblickst."³⁰⁾

In den Vorstädten ist der schöne Schein vollends dahin: "Hier sahe ich Hütten von Holz, einen Stock hoch, von halbnackten Menschen bewohnt, ganze Straßen, die zum Theil ungepflastert waren, und auf beiden Seiten nur zuweilen vier oder fünf schlechte Häuser hatten... Wenn man das Elend großer Städte, wo die Lebensmittel theuer sind, sehen will, so gehe man hierher."³¹⁾ Im Innern dieser Häuser von Webern, Tagelöhnern oder Manufakturarbeitern müssen wir uns eine Stube, eine Kammer und ein Küche vorstellen. Wohnen sie in der Innenstadt in einem der Reihenmietshäuser, haben sie zumeist nur zwei Räume: einen Flur mit Herd, der zugleich als Küche dient, "und eine beheizbare Stube, in der auch geschlafen (wird)"³²⁾. Oft steht ein Webstuhl in der Stube - in den Räumen wird nicht nur gewohnt, gekocht, gegessen, geschlafen, sondern auch gearbeitet: vor allem gewebt, gesponnen, gestrickt. Eine Trennung von Wohnen und Arbeiten gibt es in den "niedereren Ständen", wie sie zeitgenössisch heißen, so wenig wie eine Trennung der Wohnbereiche in beispielsweise Schlaf- und Wohnzimmer. Die Dissoziation von Erwerbs- und Familienbereich und die damit einhergehende Ausdifferenzierung von Wohnbereichen findet sich zu dieser Zeit allein im Bürgertum.

Die Wohnung eines Goldschmieds ist kaum geräumiger als die eines Tagelöhners, nur im einer besseren Gegend gelegen, wie Klöden von seinem Onkel berichtet: "Die Wohnung bestand aus einer Stube vorn heraus, in welcher gearbeitet wurde und welche zugleich Wohnzimmer der Familie (von sechs Personen) war, und einer Stube nach dem Hofe, in der die Großmutter wohnte. Zwischen beiden lag die kleine Küche, welche ihr Licht mittelst eines Zwischenfensters aus dem Zimmer der Großmutter empfing und daher sehr dunkel war, zumal der Rauch die Fensterscheiben weit öfters trübte als sie gereinigt wurden."³³⁾ Hinzudenken müssen wir uns, daß sich die Latrine im Hof befindet, in der Regel eine pro Haus, und daß das Wasser im Hof oder auf der Straße vom Brunnen geholt werden muß. Nicht jedes Haus hat einen eigenen: 1798 existieren in Berlin bei über 7000 Häusern 5569 öffentliche und private Brunnen.³⁴⁾

Von Klöden erfahren wir auch, wie die Familien von Unteroffizieren wohnen: "Jeder verheiratete Unteroffizier erhielt zur Wohnung in der Kaserne eine Stube und eine Kammer. In die letztere wurden ihm zwei der schlimmsten Auslän-

der, denen man am wenigsten trauen durfte, unter dem Namen von Schlafburschen gelegt, die er überwachen mußte und für die er verantwortlich war."³⁵⁾ Der Familie stand also nur eine Stube zur Verfügung, auch keine eigene Küche; mehrere Wohnungen müssen sich einen Herd teilen. Klödens Mutter kommt sich in der Kaserne vor, als "wäre sie in ein Zuchthaus geraten", auch angesichts der "unmenschlichen Strafen, die bald in der Form von Spießruten, bald von Stockprügeln, bald von Fuchteln, bald vom Krummschießen nicht selten Menschen bis an den Rand des Grabes führten".³⁶⁾ Auch als sie aus der Kaserne ausziehen, bleibt der Anblick und vor allem das Anhören von Prügelszenen an der Tagesordnung. Das Heulen von Kindern ist in der neuen Nachbarschaft oft zu hören, Schläge gelten hier wie überall als probatestes Erziehungsmittel: "Wo es Kinder und Soldaten gab, da gab es damals auch Prügel, und meistens ganz barbarische."³⁷⁾ Allerorten Härte, Enge, Armseligkeit der Existenz. Die Wohnverhältnisse mögen als weniger einschränkend empfunden worden sein als das heute der Fall wäre - aber Enge bleibt Enge, läßt die Bewohner leicht aufeinanderprallen und, ob sie wollen oder nicht, am Leben der Nachbarn, der Umgebung teilnehmen. Geräumiger, und das heißt abgeschlossener, leben nur wohlhabende Bürger und Adlige.

Wie gewohnt wird, ist ein Teil der materiellen Lebensverhältnisse. Ich habe die Wohnverhältnisse so ausführlich dargestellt, um eines zu unterstreichen: die Exklusivität und Begrenztheit des neuen bürgerlichen Familienideals. Es geht an den materiellen Lebensverhältnissen die Mehrheit vorbei. In den beschriebenen Wohnverhältnissen kann sich eine Familie nicht als geschützter Binnenraum entfalten - von außen weht es zu unwirtlich herein. Intimität, Kernstück des Familienideals, hat nicht nur mit Seele zu tun, sondern auch mit Quadratmetern pro Person. Mit ihrem Ineinander von Wohnen, Schlafen, Arbeiten geben diese Wohnungen, diese Häuser für Frauen kein Reich ab, in denen sie als Hausfrau, Gattin, Mutter walten können.

Abschließend möchte ich auf Armut und auf Prostitution eingehen. Arme Frauen und Prostituierte leben am Rand der Gesellschaft. Dieser Rand war groß und mehr von Frauen bevölkert als von Männern.

Zwar heißt es 1798: "Es gibt der Klassen und Stände so viel, so unvermerkt..., daß jeder zu große Abfall glücklich vermie-

den wird"³⁸⁾. Doch läßt sich diese Optik der Ständenivellierung nur so lange aufrechterhalten, wie die Existenz der Armen ausgeblendet wird. Was nicht leicht ist: immerhin zählt die offizielle Statistik 1799 über 11.000 Arme³⁹⁾. Es gibt Armenhäuser, Armenspeisungsanstalten, Armenkirchhöfe. Die Bettler gehören zum Stadtbild, die "halbnackten Menschen in den Vorstädten", die Krüppel, die Invaliden. Armut ist in Berlin unübersehbar - im doppelten Wortsinn. Auch für den Staat. Eine eigene Behörde ist mit der Armutsschicht befaßt, das Armendirektorium. 1788 hatte es nach einer Aufstellung insgesamt 13.992 Personen mit öffentlichen Geldern versorgt; d.h. etwa jeden zehnten Einwohner Berlins. Die Unterstützung der Armenkasse sieht unterschiedlich aus: z.B. "empfangen" 5383 "Kranke, alte, abgelebte hilfsbedürftige Leute" Geld, 3939 Kinder erhalten Brot, 2909 Personen werden im Maison de Charité gepflegt - davon 352 arme Frauen bei ihrer Entbindung. Auch für die 1037 Insassen des Arbeitshauses war das Armendirektorium zuständig. Hier werden vor allem aufgegriffene Bettlerinnen und Bettler zwangsweise untergebracht⁴⁰⁾. Ein königliches Verbot von 1773 hatte Betteln untersagt und erlaubte, Bettelnde aufzugreifen, im Arbeitshaus zu verwahren und zur Arbeit zu zwingen. Denn Armenfürsorge heißt um 1799, daß der Staat seine Armen nur dann versorgt, wenn es nicht anders geht - und "Sorge" meint nicht mehr, als das schiere Überleben zu sichern. Ansonsten sollen und müssen die Armen in eigens dafür eingerichteten Arbeitshäusern selbst mit für den Lebensunterhalt aufkommen - wobei sie für die gleiche Arbeit geringer entlohnt werden als die Nicht-Armen. Das Armendirektorium versteht sich "nicht als Wohlfahrtsinstitution, sondern als ein Instrument der Erziehung der Arbeitskraft"⁴¹⁾. Die Armenfürsorge sollte zuerst dafür sorgen, daß die Armen sich selbst sorgen. Das können sie aber nicht. "Im Herbst 1800 ordnet König Friedrich Wilhelm III. an, daß an "bedürftige" Berliner Lebensmittelkarten für den verbilligten Bezug von Brot ausgegeben werden sollten. 1000 Almosenempfänger, die auch bisher schon von den Armenhäusern unentgeltlich gepflegt wurden, 6000 der 12.000 armen "Stuhlarbeiter", d.h. Textilarbeiter an Web- und Spinnstühlen, 2000 ärmere "Professionisten", d.h. Handwerker und Krämer, 1.500 schlechtbezahlte "Unteroffizianten" der königlichen und öffentlichen Kollegien, insbesondere Boten und Kopisten, erhielten Brotkarten. Rechnet man die Angehörigen hinzu, dann waren nach strengen offi-

ziellen Maßstäben 40.000 Menschen arm dran"⁴²⁾. Um diese Brotkarten muß man sich bemühen wie um jegliche Unterstützung durch die Armenkasse. Doch belleibe nicht alle Bedürftigen wenden sich an das Armendirektorium. So Klödens Mutter, die sich dazu "auch im tiefsten Elend nicht entschließen (konnte). Die sogenannten Bettelvögte waren ihr fürchterliche Menschen, und sie wäre vor Scham gestorben, hätte sie einer nur angerührt".⁴³⁾ Dabei hätte ihr mit drei kleinen Kindern und als Frau eines Unteroffizieres, der im Krieg war und von dem weder Nachrichten noch Geld eintrafen, Unterstützung zugestanden.

Armut bedeutet aber nicht nur, arm zu sein und nichts zu haben. Das ist nur die eine Seite. Armut heißt auch, zu arm zu sein, um an bestimmten Formen des sozialen Lebens teilzuhaben. Für Klödens Mutter, eine tiefreligiöse Frau, ist es der Kirchgang. Klöden schreibt: "Gar bald war meine Mutter so weit, daß sie keine anderen Kleidungsstücke mehr besaß als die, welche sie auf dem Leibe trug. Mochte sie diese auch noch so reinlich halten und noch so oft flicken, so konnte sie sich zuletzt doch mit ihnen nicht mehr sonntags in der Kirche sehen lassen, und so mußte sie endlich auch den letzten Trost, den sie bis dahin gehabt hatte, entbehren. Sie fühlte sich dadurch sehr unglücklich."⁴⁴⁾ Zur materiellen Not kommt oft auch immaterielle, soziale Not hinzu. Scham und Vereinsamung bestimmen das Leben vieler Armen nicht weniger als Hunger und Kälte. Insofern leben Arme in doppelter Hinsicht am Rande der Gesellschaft, sind sie von doppelter Marginalisierung bedroht.

"So viel in Berlin für Arme gesorgt, gesammelt und gegeben wird, tritt einem doch überall die Armuth in ihrer schmutzigsten und ekelhaftesten Gestalt vor Augen", schreibt die reisende Dame. Wie die beobachtete Armut zu erklären ist, liegt für sie auf der Hand: "Die Pepiniere derselben sind die Bier und andere unehrbare Häuser, die große Anzahl unnützer Dienstboten, die Wollenzeugfabriken und Soldatenkinder."⁴⁵⁾ Die Armen sind selbst schuld, sie trinken, huren, arbeiten nicht und vermehren sich. Die Ursachen der Armut liegen für unsere reisende Dame wie für Bürger überhaupt in deren Subjekten, nicht etwa in den Lebensbedingungen. In einer Hinsicht mag das stimmen: die bürgerliche Arbeitsmoral hat sich noch nicht so weit durchgesetzt, daß alle danach streben, über das Existenzminimum hinaus zu arbeiten und Geld zu verdienen. Aber schon das Existenzminimum ist leicht gefähr-

det, und von dieser Gefährdung sind Frauen besonders betroffen.

Daß an so viele Brotkarten ausgegeben werden, zeigt, wie breit jene Armutsschicht ist, die am Existenzminimum lebt. Ist dieses nicht mehr zu beschaffen, aus welchen Gründen auch immer - und für Frauen gibt es entschieden mehr derartige Gründe - dann sinken die Betroffenen von der Armut in die völlige Verarmung. Das geht schnell. So bedeutet Arbeitslosigkeit völlige Verarmung - für Frauen wie für Männer, doch ist es für Frauen schwieriger, überhaupt Arbeit zu finden: ihnen stehen weitaus weniger Arbeitsplätze offen als Männern. Und haben sie Arbeit, so ist der Lohn oft derart niedrig, daß noch nicht einmal das Existenzminimum gesichert ist. Weiterhin sind Frauen, wenn sie wegen Schwangerschaft oder Geburt nicht arbeiten können, wenn der Ehemann gestorben ist oder - was keine Seltenheit ist - sie verlassen hat, von völliger Verarmung bedroht. Krankheit und körperliche Gebrechen haben die gleiche Folge - und es gibt vieles, was krank und damit arbeitsunfähig machen kann: schlechte Wohnverhältnisse, unzureichende Ernährung, ungünstige Arbeitsbedingungen. Besonders hart betroffen sind alleinstehende alte Frauen, die arbeitsunfähig sind und alleinstehende Mütter von kleinen Kindern, die die Kinder versorgen müssen und darum nicht arbeiten gehen können.⁴⁶⁾ Arbeitslosigkeit, niedriger Lohn, Krankheit, Alter, Verlust oder Verschwinden des Ehemannes und vor allem die alleinige Sorge für (kleine) Kinder führen bei Frauen aus der Armutsschicht dazu, daß sie völlig verarmen, das Überleben aus eigener Kraft nicht mehr gesichert ist.

Eine Form, das Existenzminimum zu sichern, bietet die Prostitution, zumal die Gelegenheitsprostitution. Zur Erinnerung: Der durchschnittliche Wochenverdienst einer Wäscherin, Näherin oder Manufakturarbeiterin liegt bei 1 Thaler, das sind 24 Groschen. Sich einmal prostituieren bringt für die sogenannten "polizeylich eingeschriebenen Dirnen" etwa acht Groschen ein⁴⁷⁾.

Gelegenheitsprostitution wird gewiß geringer bezahlt, aber hinzuverdienen läßt sich damit. Für viele Frauen aus der Armutsschicht ist es der einzige halbwegs einträgliche Nebenverdienst, der ihnen zugänglich ist. Ein Nebenerwerb, mit dem manche Unternehmer rechnen, wie ein Zeitgenosse berichtet: "Ein berlinischer Fabricant behauptet, daß er auf dem platten Lande, oder in einer Provinzstadt sein Gewerbe unmöglich so

gut und vorteilhaft als in der Rezidenz betreiben könne, weil er zum Bandmachen junge Mädchen brauche, die so wenig erhielten, daß sie davon nicht zu leben fähig wären. Sie wüßten sich aber hier zu helfen, indem sie bey Tage Band machten, und des Abend oder während der Nacht Dienerinnen der Wollust wären, und sich dadurch das übrige verdienten"⁴⁸⁾. Ihre materielle Situation bringt Frauen dazu, Gelegenheitsprostituierte zu werden. Sie kommen, wie die anderen Frauen, die sich prostituieren, fast durchweg aus der Armutsschicht. Im Berlin des ausgehenden 18. Jahrhunderts wird ein beträchtlicher Teil der Prostitution als Gelegenheitsprostitution betrieben - neben einem anderen -niedrigen- Verdienst. Diese Frauen sind selbstverständlich nicht polizeylich registriert, genausowenig wie die große Gruppe der - in der Diktion der Zeit - "Winkeldirnen", die ausschließlich von Prostitution leben. Heimlichen Prostituierten droht, wenn die Behörde davon erfahren, Arbeits- und Zuchthaus wegen "liederlichen Lebenswandels". Was ihnen ebenso droht, sind Geschlechtskrankheiten.

Daneben gibt es die "öffentlichen Dirnen". 1784 hatte man 900 bis 1000 gezählt und 100 Bordelle⁴⁹⁾. 1795 sind es nur noch "257 polizeylich inscribierte Dirnen", von denen 190 in 40 Bordellen arbeiten, die restlichen für sich wohnend.⁵⁰⁾ Was nicht besagt, daß die Prostitution abnimmt, sondern lediglich, daß die Restriktionen zunehmen. 1792 war eine staatliche "Verordnung wider die Verführung junger Mädchen zu Bordels und zur Verhütung der Ausbreitung venerischer Uebel" ergangen. Die Zunahme der Geschlechtskrankheiten, v.a. unter den Soldaten, ist dem Staat ein Problem. Ein Bordell zu eröffnen, bedarf danach polizeylicher Genehmigung, alle Bewohnerinnen und Bewohner müssen angemeldet werden, Alkoholausschank an die Gäste ist untersagt; Prostituierte, die ihren Erwerb aufgeben wollen, müssen entschädigungslos freigegeben werden. Auch muß die Bordellbesitzerin bzw. der -besitzer dafür aufkommen, wenn eine Prostituierte des Hauses in der Charité wegen Geschlechtskrankheiten behandelt wird⁵¹⁾. Das erklärt, warum die Anzahl der Bordelle abnimmt. Für die Prostituierte heißt die Verordnung, daß sie sich polizeylich registrieren lassen muß, eine monatliche Abgabe zu zahlen hat, deren Höhe davon abhängt, welcher der drei Kategorien von Prostitution sie angehört. Die Prostituierten sind jetzt "einer ziemlich regen Gesundheits-Inspection unterstellt"⁵²⁾, und sie dürfen nicht mehr in Ressourcen, öffentlichen Tanzsälen und im Thea-

ter erscheinen, alles Orte, an denen sich Kontakte knüpfen lassen. Darüber hinaus müssen sie sich mit einer roten Schleife aus Nessel auf der Schulter kenntlich machen⁵³⁾ - nun kann man es sich nicht nur denken, man sieht es auch: diese Frau ist eine Prostituierte. Diese Verordnung wird zwar nicht strikt eingehalten - so fällt einer Zeitgenossin im Theater das "beständige Lorgniren nach den öffentlichen Mädchen" auf⁵⁴⁾, aber mit Prostitution sein Geld zu verdienen, wird immer schwieriger; die Arbeitsbedingungen haben sich verschlechtert: Prostitution gerät zunehmend unter staatliche - auch medizinische - Kontrolle. Viele Prostituierte werden die heimliche Prostitution der roten Schleife auf der Schulter vorgezogen haben. Seinen Niederschlag findet das darin, daß die Zahl der polizeilich eingeschriebenen Prostituierten zurückgeht.

Prostituierte und arme Frauen leben am Rande der Gesellschaft, im Abseits. Sie fallen heraus aus jenem neuen normativen Entwurf von Weiblichkeit, der Frauen darauf fest schreibt, Gattin, Hausfrau und Mutter zu sein. In ihrem Leben gibt es so wenig einen strikt vom Erwerbsebereich getrennten Familienbereich, wie ein Mutterglück, in dem Erfüllung zu finden wäre. Ihre Lebensverhältnisse sind nicht so beschaffen, daß ein irgendgeartetes Streben nach Erfüllung darin Platz hätte - der Kampf ums Überleben dominiert. Das neue Weiblichkeitsmodell gilt exklusiv dem Bürgertum, nur dort kann es sich entfalten.

Aber es fängt an, prägend zu wirken. So gibt es arme Frauen und Prostituierte, die die Exklusivität dieses Modells durchbrechen, indem sie es in ihrer Selbstdarstellung adaptieren. Das Bruchstück dieses Modells, auf das sie - in unterschiedlicher Absicht - rekurrieren, ist Muttersein. Im Tiergarten, dem Berliner Vergnügungsort aller Stände, beobachtet ein Zeitgenosse Bettler: "Am meisten wurde ein Weib beschenkt, die sich fast acht Tage hindurch zu aller Zeit hier sehen ließ. Sie setzt sich ruhig einige Schritte vom Wege ab, an einen Baum, sah bleich und kränklich aus, und hatte zwei kleine Kinder auf dem Schoß, denen beiden zugleich sie die Brust reichte. Der Anblick war überaus rührend, und wenig junge Weiber gingen vorüber, die nicht stehn blieben, sie anredeten und beschenkten. Sie blieb indeß den ganzen Tag in derselben Attitude, und bewies dadurch, daß das Ganze eine feine Spekulation war."⁵⁵⁾ Am gleichen Ort beobachtet er auch "ga-

lante Mädchen": "Gegen Mittag sieht man immer viele dieser Mädchen in leichten Negligés, in offenen Berolinen (Kutschen) in allen Gängen umherfahren. Gewöhnlich haben sie einige kleine Kinder neben sich, die oft ihre eigenen seyn mögen, um sich bei dem Fremden das Ansehen einer Gattin und Mutter zu geben."⁵⁶⁾

Beide, Prostituierte und Bettlerin, sind keine Frauen, die dem neuen Weiblichkeitsideal entsprächen. In unterschiedlicher Absicht - wegen des Erwerbs oder des Ansehens - präsentieren sie sich als Mütter. Beide haben Kinder bei sich, die Insignien des neuen Ideals. Es entfaltet allmählich seine Prägekraft. Frauen werden zunehmend an ihm gemessen werden - unser Gewährsmann meint Attitüden auszumachen -, und sie werden anfangen, sich selbst daran zu messen. Insofern geht der neue normative Entwurf zwar an den Lebensverhältnissen der Mehrheit der Frauen vorbei, aber er bleibt auf längere Sicht nicht ohne Einfluß auf sie.

Anmerkungen

- 1) Über Berlin. Eine reisende Dame an ihren Bruder in H. 1798. S. 288 f.
- 2) J.K.G. Jacobsson, 1775, zit. nach Rita Bake 1984, S. 78.
- 3) Kleine Wanderungen durch Teutschland in Briefen an den Doctor K*, 1785, S. 70 f.
- 4) Jahrbücher der Preußischen Monarchie..., 1799, Bd. 2, S. 73.
- 5) vgl. R. Bake 1984, S. 130.
- 6) ebd., S. 56.
- 7) Kutzsch 1974, S. 41.
- 8) ebd., S. 38.
- 9) vgl. Jahrbücher der Preußischen Monarchie..., 1799, Bd. 2, S. 73.
- 10) Das Verhältnis von Männer-, Frauen- und Kinderlöhnen lag in Österreich, wo wir über Zahlen verfügen, bei 4:2:1 (vgl. R. Bake 1984, S. 117).
- 11) Um 1800 steckt die Medikalisierung der Geburtshilfe noch in den Anfängen; sie ist primär Frauensache: das Adreßbuch führt nur 12 Ärzte, die auch, nicht ausschließlich Geburtshelfer sind.
- 12) vgl. Holmsten 1984, S. 193 f.
- 13) vgl. Bake 1984, S. 75.

- 14) zit. n. Krüger 1958, S. 289.
- 15) Kutzsch 1974, S. 30
- 16) Riesbeck 1784, S. 86.
- 17) Salzmann 1784, zit. n. R. Bake 1984, S. 131.
- 18) vgl. Klöden 1874, S. 50.
- 19) ebd., S. 72 f.
- 20) vgl. D. Saalfeld 1964, S. 28 u. 35.
- 21) Können wir denn die drückend hohen Kornpreise nicht verhüten? 1800, S. 508.
- 22) zit. n. W. Abel 1966, S. 244.
- 23) vgl. Kutzsch 1974, S. 39.
- 24) Riesbeck 1784, S. 81 u. 86.
- 25) vgl. Kutzsch 1974, S. 30.
- 26) ebd., S. 37.
- 27) Kleine Wanderungen... 1785, S. 75.
- 28) Riesbeck 1784, S. 81.
- 29) Kleine Wanderungen... 1785, S. 67.
- 30) Riesbeck 1784, S. 82 f.
- 31) Kleine Wanderungen... 1784, S. 65.
- 32) R. Bake 1984, S. 130.
- 33) Klöden 1874, S. 221 f.
- 34) vgl. Jahrbücher der Preußischen Monarchie... 1799, Bd. 2, S. 69.
- 35) ebd., S. 51.
- 36) ebd., S. 52.
- 37) ebd., S. 78.
- 38) Über Berlin ... 1798, S. 135.
- 39) vgl. Jahrbücher der Preußischen Monarchie... 1799, Bd. 2, S. 70.
- 40) vgl. R. Glazer 1956, S. 207.
- 41) Kutzsch 1974, S. 40.
- 42) Wawrzyn 1976, S. 14.
- 43) Klöden 1874, S. 75.
- 44) ebd.
- 45) Über Berlin 1798, S. 300.
- 46) vgl. R. Bake 1985, S. 171 ff.
- 47) vgl. Kutzsch 1974, S. 42.
- 48) König 1793, zit. n. Krüger 1958, S. 378 f.
- 49) vgl. Krüger 1958, S. 378.
- 50) vgl. Die Prostitution in Berlin...1846, S. 46 f.
- 51) vgl. Kutzsch 1974, S. 42.
- 52) Rhode 1799, S. 25.
- 53) vgl. Holmsten 1984, S. 186.

- 54) Über Berlin 1798, S. 137.
- 55) Rhode 1799, S. 15 f.
- 56) ebd., S. 14.

Literatur

- Abel, Wilhelm. Agrarkrisen und Agrarproduktion. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter. Hamburg/Berlin 1978
- Allgemeines und Industrie-Adreßbuch der Königlich Preußischen Haupt- und Residenzstadt Berlin, auf das Jahr 1807, Berlin ohne Jahr
- Bake, Rita. Vorindustrielle Frauenerwerbsarbeit. Arbeits- und Lebensweise von Manufakturarbeiterinnen im Deutschland des 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung Hamburgs. Köln 1984
- Die Prostitution in Berlin und ihre Opfer. Berlin 1846
- Glazer, Ruth (Hrsg.). Berliner Leben 1648-1806. Erinnerungen und Berichte. Berlin (DDR) 1956
- Hausen, Karin. Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere". Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: W.Conze (Hrsg.) Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart 1976, S. 367-393
- Jahrbücher der Preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelm des Dritten. Berlin 1798 - 1800
- Holmsten, Georg. Die Berlin - Chronik, Düsseldorf 1984
- Kleine Wanderungen durch Teutschland in Briefen an den Dr. K*. In: Teutscher Merkur 1785
- Klöden, Karl Friedrich. Von Berlin nach Berlin, Erinnerungen 1786 - 1824 (1876). Berlin (DDR)²1978

Können wir denn die drückend hohen Kornpreise nicht verhüten? Ein patriotischer Vorschlag. In: Jahrbücher der Preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelm des Dritten. 1800. Band 2. S.507 ff.

Krüger, Horst. Zur Geschichte der Manufakturen und der Manufakturarbeiter in Preußen. Die mittleren Provinzen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Berlin (DDR) 1958

Kutzsch, Gerhard. Berlin in spätfrederizianischer Zeit. Eine Skizze zur Sozial- und Sittengeschichte. In: Der Bär von Berlin 23 (1974), S. 30-49

Nicolai, Friedrich. Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam. Berlin 1779

Rhode, Johann Gottlieb. Beiträge zur Charakteristik der Einwohner Berlins oder Berlin für Freunde des Geschmacks und der Moden. Berlin 1799 (Reprint Berlin 1977)

Riesbeck, Johann Kasper. Briefe eines Reisenden Franzosen über Deutschland. An seinen Bruder in Paris o.O. 2 1784

Saalfeld, Dietrich. Die Bedeutung des Getreides für die Haushaltungsausgaben städtischer Verbraucher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Geschichte und Gegenwart (=Festschrift Wilhelm Abel). Hannover 1964

Ueber Berlin. Eine reisende Dame an ihren Bruder in H. In: Jahrbücher der Preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelm des Dritten 1798.

Wawrzyn, Lienhard (Hrsg.). Der Automatenmensch. E.T.A. Hoffmanns Erzählung vom Sandmann, Berlin 1976.

Über die Frankfurter Frauenschule

DER VEREIN

Aus den Erfahrungen und Ideen der Frauenbewegung ist der Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen SFBF e.V. entstanden. Seit 1979 werden hier Konzepte für eine spezielle Frauenbildungsarbeit erprobt und weiterentwickelt.

Der Verein SFBF gehört keiner staatlichen, konfessionellen oder parteipolitischen Institution an und ist nicht verbandsmäßig organisiert.

DIE FRANKFURTER FRAUENSCHULE

1982 entstand die Frankfurter Frauenschule und ist seitdem zu einem zentralen Ort von Weiterbildung und frauenpolitischen Diskussionen geworden, der stetig zunehmendes Interesse findet.

Als einziges autonomes Frauen-Bildungsprojekt in Frankfurt geht die Frankfurter Frauenschule mit ihrem Angebot in spezifischer Weise von dem gesellschaftlichen Alltag, der Geschichte, den Interessen und Bedürfnissen von Frauen aus: Der aus der gesellschaftlichen Erfahrung resultierende Wunsch nach Veränderung, nach selbstbewußten weiblichen Lebensentwürfen und -perspektiven ist der zentrale Ausgangspunkt der Frauen-Bildungsarbeit; die Aneignung von Wissen ist immer verbunden mit der Thematisierung weiblicher Lebenswelten.

Die halbjährlichen Programme umfassen Kurse, Arbeits- und

Gesprächsgruppen, die

- ihr Thema aus spezifischen Lebenssituationen beziehen (Gruppen für Mütter, Alleinerziehende, ältere Frauen u.a.),
- Sach- und Informationswissen vermitteln, z.B. in den Bereichen Geschichte, Literatur u.a.,
- die gesellschaftliche Situation von Frauen in ihren verschiedenen Aspekten thematisieren und Alternativen diskutieren,
- kreative Bedürfnisse aufgreifen,
- der Aufarbeitung persönlicher Probleme und Erfahrungen dienen (Selbsterfahrungs- und Gesprächsgruppen),
- sich mit aktuellen gesellschaftspolitischen Fragen beschäftigen (z.B. Energie, Umweltprobleme u.a.).

Außerdem gibt es regelmäßige **Vortragsreihen**, in denen sachkompetente Frauen ihr Wissen in konzentrierter Form vermitteln; **Informations-Reihen** mit unterschiedlichem Schwerpunkt (z.B. Sucht-Problematik) und **frauenpolitische Diskussionen**, sowie **Angebote für Kinder und kulturelle Aktivitäten** (z.B. spezielle Museums-Führungen u.ä.).

Aus den Veranstaltungen der Frauenschule entstehen auch bisweilen Arbeitsgruppen oder soziale Zusammenhänge, die noch über längere Zeit eigenständig weiterarbeiten.

Außer den halbjährlichen Programmen wird jährlich eine **Sommerwoche** mit täglichen Einzelveranstaltungen (Podiumsdiskussionen, Streitgesprächen, Vorträgen) durchgeführt, sowie eine Reihe von Lesungen, den **'literarischen Frauentreffen'** während der Buchmesse.

Frauen-Bildungsarbeit wird erst langsam als selbständiger Bereich der Erwachsenenbildung akzeptiert, als Arbeitsgebiet mit einer eigenständigen Qualität und spezifischen Bedingungen. Es gibt hierfür auch bislang keine eigenständigen Qualifikationsmöglichkeiten. Die Aufarbeitung der Erfahrungen aus Kursen und Veranstaltungen, die konzeptionelle Weiterentwicklung des Angebots und die Fort- und Weiterbildung der Mitarbeiterinnen nehmen daher in der Arbeit der Frauenschule einen beträchtlichen Raum ein.

In die Kurse und Veranstaltungen der **FRANKFURTER FRAUENSCHULE** kommen jährlich hunderte von Frauen unterschiedlichsten Alters, mit vielschichtigen Problem- und Inter-

essenlagen, Frauen mit sehr verschiedenem Bildungsniveau und sozialer Lebenssituation.

Das Mitarbeiterinnen-Team besteht aus jeweils 25-30 Kursfrauen und 4 Projekt-Mitarbeiterinnen.

DIE FRAUENETAGE

Die Kurs- und Arbeitsräume der Frankfurter Frauenschule befinden sich in der Hamburger Allee 45, in der Frauen-Etage. Hier sind auf über 500 qm auch das Vereinscafé (mit Kinderspielzimmer, auch für die Kinderbetreuung während der Vormittagskurse) und eine (noch kleine) Präsenzbibliothek untergebracht.

Weiterhin beherbergt die Etage die Redaktion der lokalen Frankfurter Frauenzeitung 'Frauenblatt'.

Die Arbeitsräume in der Frauenetage werden darüber hinaus von vielen Frauengruppen regelmäßig genutzt und sind ein Treffpunkt unterschiedlichster Frauenaktivitäten geworden.

Seit 1986 finden in der Frauenetage auch regelmäßig **Ausstellungen**, vorrangig von Frankfurter Künstlerinnen, statt - die entsprechenden Termine werden über die Tagespresse annonciert.

Die Frauen-Etage hat somit für den Frankfurter Raum auch die Bedeutung eines Bildungs- und Kulturzentrums bekommen. Vielfältigkeit, Widersprüchlichkeit und Lebendigkeit von Auseinandersetzung, für die das Angebot der Frauenschule steht, können sich hier auch über unseren Rahmen hinaus verbreitern: die Etage ist ein Ort, an dem sich die verschiedensten Frauen-Aktivitäten sammeln, Räume von diversen Gruppen genutzt werden, Informationen zusammenlaufen - und darüber neue Initiativen entstehen und bestehende sich konsolidieren. Ein Raum öffentlichen Nachdenkens und ein öffentlicher Raum der Auseinandersetzung, Arbeit und Kommunikation.

FINANZEN

Bildungsarbeit ist kein Geschäft - sie könnte nur bei unbezahlbar hohen Teilnahmegebühren kostendeckend arbeiten. Angebote, die eine breite Öffentlichkeit ansprechen wollen, bleiben daher immer auf öffentliche Zuschüsse angewiesen.

Die FRANKFURTER FRAUENSCHULE wurde in den vergangenen Jahren vom Land Hessen mit ca. 40 % der laufenden Kosten bezuschußt.

Die Kursgebühren decken die übrigen Kosten nur zu einem kleinen Teil - Zuschüsse anderer öffentlicher Träger und Institutionen wären dringend erforderlich.

FÖRDERKREIS

Aufgrund der ungenügenden Finanzierung und auch, weil die Abhängigkeit von öffentlichen Mitteln durchaus nicht unproblematisch ist, bleiben private Spenden eine wichtige Unterstützung - Spenden, die die Arbeit und öffentliche Bedeutung der Frauenschule anerkennen und erhalten helfen.

Wir freuen uns über jedes Mitglied in unserem Förderkreis und über jede einzelne Spende.

Frankfurt a.M.
im Januar 1989

Über die Autorinnen

Regina Dackweiler

Jahrgang 1959, Germanistin und zur Zeit wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt 'neue soziale Bewegungen'.

Mechthild Zeul

Diplompsychologin, lebt als niedergelassene Psychoanalytikerin in Frankfurt a.M. und Madrid. Veröffentlichungen auf dem Gebiet der klinischen und angewandten Psychoanalyse, vor allem Psychoanalyse und Film. Sie ist Redaktionsmitglied der Zeitschrift 'Psyche'.

Barbara Holland-Cunz

Dr.phil., Jahrgang 1957, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Schwerpunkt Feministische Forschung am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt. Publikationen und Vorträge zu feministischen Utopien und Theorie.

Gisela Wülffing

Jahrgang 1946, Journalistin u.a. bei Kommune, Pflasterstrand und taz. Frauenpolitische Mitarbeiterin bei der Bundestagsfraktion Die Grünen, lebt in Frankfurt und arbeitet in Bonn.

Pia Schmid

Dr., Jahrgang 1951, Erziehungswissenschaftlerin. Hochschulassistentin am Fachbereich Erziehungswissenschaften an der Uni Frankfurt.

Bisher erschienene Aufsätze

Band 1 (1987):

Christel Eckart: Töchter in der 'vaterlosen Gesellschaft'. Das Vorbild des Vaters als Sackgasse zur Autonomie.

Ulrike Schmauch: Entdämonisierung der Männer - eine gefährliche Wende in der Frauenbewegung?

Dörthe Jung: Körper-Macht-Spiele. Unökonomische Gedanken zu weiblichen und männlichen Körper-Präsentationen in öffentlichen Räumen

Ulrike Teubner: Zur Frage der Aneignung von Technik und Natur durch Frauen - oder der Versuch, gegen die Dichotomien zu denken

Barbara Rendtorff: Macht und Ohnmacht - Liebe und Kampf zwischen Müttern und Kindern

Band 2 (1987):

Käthe Trettin: Über das Suspekte am neuen Ethik-Interesse: Anmerkungen zu Luce Irigaray

Mechthild Zeul: Warum war 'Kramer gegen Kramer' ein Publikumerfolg? Versuch einer psychoanalytischen Deutung

Ulrike Prokop: Die Freundschaft zwischen Katharina Elisabeth Goethe und Bettina Brentano - Aspekte weiblicher Tradition

Barbara Köster: Weiblicher Masochismus

Band 3 (1988):

Ulrike Schmauch: Frauenbewegung und Psychoanalyse - öffentliche und verborgene Seiten einer schwierigen Beziehung

Karin Windaus-Walser: Antisemitismus - eine Männerkrankheit?? Zum feministischen Umgang mit dem Nationalsozialismus

Heide Moldenhauer: Frauen und Architektur

Barbara Rendtorff: Der gute Mensch Frau - Zum Wesen und Unwesen von Frauen und unserer frauenbewegten Ideologie

Ellen Reinke: Psychoanalytische und sozialstrukturelle Überlegungen zum Abwehrmodus der 'altruistischen Abtretung': Minni Tipp und Anna Freud gewidmet